

# Französische Politik und Kurkölns Beziehungen zu Frankreich unter Erzbischof Max Heinrich (1650 - 1688) in römischer Sicht

Von AUGUST FRANZEN

## 1. Die allgemeine Lage nach dem Westfälischen Frieden

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts, in dem Jahrzehnt nach dem Westfälischen Friedensschluß, vollzog sich eine Schwerpunktverlagerung im politischen Kräftespiel der europäischen Staaten, die von folgenschwerer Bedeutung war und zu einer allgemeinen Neuorientierung der politischen Beziehungen führte.

Schon in der letzten Phase des Dreißigjährigen Krieges war es deutlich zutage getreten, daß der mörderische Krieg sich mehr und mehr zu einem internationalen Mächtekampf entwickelte, in dem die Häuser Habsburg und Bourbon um die europäische Vormachtstellung rangen<sup>1</sup>. Hatten noch Ende der dreißiger Jahre die spanisch-österreichischen Waffen das Feld behauptet und war die französische Kriegsführung in Deutschland wenig erfolgreich gewesen, so änderte sich nach 1640 die Lage. Die Spanier, durch den Katalonischen Aufstand und den Abfall Portugals im eigenen Lande beschäftigt und geschwächt, konnten dem deutschen Kriegsschauplatz nicht mehr die volle Kraft zuwenden. Das Gesetz des Handelns ging mehr und mehr an die Schweden und Franzosen über, die allmählich ein Übergewicht erlangten. Für sich allein vermochte das habsburgische Kaiserhaus auf die Dauer dem französisch-schwedischen Ansturm nicht standzuhalten, als die deutschen Fürsten, die bisher auf seiten des Kaisers gestanden hatten, nacheinander von ihm abfielen und die Franzosen 1648 bis zum Inn vordrangen, während die Schweden gleichzeitig bis Prag vor-

---

<sup>1</sup> E. W. Zeeden, in: B. Gebhard, Handbuch der deutschen Geschichte II (\*1955), S. 152 ff.

rückten, war das Ende des Krieges gekommen. Der Friedensschluß zu Münster brachte der habsburgischen Kaisermacht schwere Einbußen. Bitterer noch als die Gebietsabtretungen und Geldzahlungen an die Siegermächte war der ungeheure Prestigeverlust, den das Kaisertum erlitt. Die Stellung des Kaisers in der Welt und in Deutschland war aufs tiefste erschüttert, seine Macht wurde auf ein Minimum reduziert.

Während das österreichisch-habsburgische Kaiserhaus auf diese Weise schwer gedemütigt wurde, dauerte das Ringen zwischen den Franzosen und den spanischen Habsburgern an. Erst nach weiterem elfjährigem Kampf glückte es Mazarin, die spanische Vorherrschaft zu brechen und im pyrenäischen Frieden 1659 über seine Gegner zu triumphieren. Nun war für Frankreich der Boden bereitet, selbst in die europäische Führerrolle einzusteigen.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, näher auf die Frage nach Richelieus und Mazarins politischen Zielen und Absichten einzugehen. Während R. v. Albertini<sup>2</sup> jüngst wieder die Meinung vertreten hat, das Ziel der französischen Politik sei es lediglich gewesen, Frankreich aus der tödlichen Umklammerung durch Spanien zu befreien, hat K. v. Raumer<sup>3</sup> darauf erwidert, daß die spanische Universalmonarchie im 17. Jahrhundert gar nicht mehr bestanden habe, hingegen aber habe man in Frankreich seit Heinrich IV. offenkundig imperiale Ziele verfolgt. Wenn die französischen Politiker und Schriftsteller des 17. Jahrhunderts den französisch-spanischen Kampf als einen Befreiungskrieg gegen habsburgische Universalherrschaftsansprüche bezeichneten und vorgäben, ihn lediglich im Interesse des französischen Volkes und aller übrigen europäischen Völker zu führen, so sei dies bestenfalls als die „klassische Selbstinterpretation“ der Franzosen jener Zeit anzusehen. E. W. Zeeden sieht ebenfalls in der französischen Politik während des Dreißigjährigen Krieges den „Gedanken einer Niederzwingung des Hauses Habsburg und der Vorbereitung einer französischen Hegemonie“<sup>4</sup> am Werke. In diesem Zusammenhang warnt er davor, den Blick allzusehr auf Deutschland einzuschränken und infolgedessen die französischen Eroberungsabsichten am Rhein zu überschätzen, wie dies von deutschen

<sup>2</sup> R. v. Albertini, *Das politische Denken in Frankreich zur Zeit Richelieus*, 1951.

<sup>3</sup> K. v. Raumer, *Zur Problematik des werdenden Machtstaates*, *Hist. Zeitschrift* 174 (1952), S. 72 ff.

<sup>4</sup> E. W. Zeeden, a. a. O.

Historikern in den letzten Jahrzehnten häufig geschehen ist<sup>5</sup>. Er betont mit Recht, daß sie vielmehr „in das umfassende Konzept des europäischen Machtkampfes einzuordnen“ seien, den Frankreich an verschiedenen Fronten und mit verschiedensten Mitteln geführt habe. „In seiner Politik gegenüber Deutschland leitete Richelieu vermutlich nicht in erster Linie die Absicht, westdeutsches Grenzland zu annektieren“, so fährt er fort, „die Vielfalt seiner Bündnisse und Vorstöße läßt vielmehr erkennen, daß es ihm darauf ankam, den Kaiser durch die Reichsstände zu bekämpfen, zu diesem Zweck die Föderalisierung Deutschlands voranzutreiben, dauernden Einfluß auf die Reichsfürsten und dadurch eine indirekte Kontrolle über Deutschland zu gewinnen.“<sup>6</sup>

Im Innern Deutschlands hinterließ der Dreißigjährige Krieg zunächst eine Leere, die durch den im Westfälischen Frieden besiegelten Niedergang des Kaisertums hervorgerufen war. Die plötzlich zu souveränen Fürsten erhobenen Reichsstände sahen sich vor Entscheidungen gestellt, die sie nicht zu meistern vermochten. Staatsrechtlich waren sie selbständig geworden und hatten die innen- und außenpolitische Souveränität gewonnen; in der Praxis aber waren sie hilflos. Besonders eklatant war das Mißverhältnis zwischen Souveränitätsansprüchen und tatsächlicher Macht bei den rheinischen Erzbischöfen. Ihre kurfürstliche Stellung im Reiche verlieh ihnen zwar einen gewissen Glanz und einen bedeutenden Einfluß, der auch in der Zeit der Reichsauflösung und der kaiserlichen Ohnmacht noch fortbestand. Die Zerissenheit und militärisch-politische Gefährdung ihrer Länder aber machte sie in Notfällen hilfloser und abhängiger als alle anderen deutschen Fürsten. Sie waren darauf angewiesen, Hilfe von außen zu erbitten. Hierzu gab es zwei Möglichkeiten: politischen Anschluß an eine der beiden streitenden Großmächte oder Zusammenschluß untereinander zum Zwecke der Aufrechterhaltung ihrer Neutralität. Noch war der Friede nicht hergestellt. Da der spanisch-

<sup>5</sup> A. Schulte, Frankreich und das linke Rheinufer, 1918; L. Just, Frankreich und das Reich im Wandel der Jahrhunderte, 1940; ferner G. Hüpper, Von der Vierstromgrenze zur Rheingrenze, Der Ausbau des französischen Festungssystems im 17. Jahrhundert, vornehmlich unter Ludwig XIV., und die Gegenmaßnahmen der europäischen Mächte, 1936 (Diss. Berlin); F. Textor, Entfestigungen und Zerstörungen im Rheingebiet während des 17. Jahrhunderts als Mittel der französischen Rheinpolitik, 1937. <sup>6</sup> E. W. Zeeden, a. a. O. S. 153.

französische Gegensatz größtenteils auf deutschem Boden ausgetragen wurde, ging der Krieg in vielen Teilen Deutschlands weiter. Beim Fehlen einer schützenden Zentralgewalt mußte jeder der kleineren Fürsten selbst sehen, wie er heil davonkam.

Die zahlreichen Unionsprojekte und Bündnisse der fünfziger Jahre sind ein Gradmesser der politischen Angst und Unsicherheit der deutschen Kleinstaaten. Ihrem Sicherheitsbedürfnis entsprang das Bündnis der drei geistlichen Kurfürsten mit den Ständen des oberrheinischen Kreises im März/April 1651<sup>7</sup>, die Hildesheimer Union der Welfen mit Hessen-Kassel, Bremen und Paderborn im Februar 1652, der von dem brandenburgischen Minister von Waldeck im Dezember 1653<sup>8</sup> entworfene Plan eines anti-habsburgischen Bündnisses unter Brandenburgs Führung und vor allem das Kölner Bündnis, die rheinische Allianz vom 15. Februar 1654<sup>9</sup>, zwischen den Kurfürsten von Köln und Trier, dem Bischof von Münster und dem Pfalz-Neuburger Herzog von Jülich-Berg, dem im nächsten Jahre auch Kurmainz beiträt. Nichts anderes bezweckte schließlich auch der Rheinbund vom 14. August 1658, wie ihn die deutschen Fürsten verstanden wissen wollten.

Um die Mitte der fünfziger Jahre nahm der französische Druck auf Deutschland wieder zu. Um den spanischen Streitkräften in Belgien die Verbindung mit dem Reiche und den österreichischen Habsburgern abzuschneiden, schürte Mazarin die anti-habsburgische Stimmung unter den deutschen Fürsten und sparte nicht mit Lockungen und Drohungen jeder Art. Zugleich faßte er den kühnen Plan, bei der bevorstehenden Kaiserwahl das Haus Habsburg ganz auszuschalten und ihm die Führung im Reiche ein für allemal zu entreißen. Eine große Unruhe ergriff die deutschen Fürsten. Man stellte sich die bange Frage, wer einmal die Kaiserkrone tragen sollte und wie es weitergehen sollte, wenn Habsburg ausgeschlossen bliebe.

Die französische Politik hatte es verhältnismäßig leicht, sich das Vertrauen der deutschen Fürsten zu erwerben. Sie brauchte

<sup>7</sup> B. Erdmannsdorfer, Deutsche Geschichte vom Westfälischen Frieden bis zum Regierungsantritt Friedrichs des Großen 1648—1740, I (1892), S. 136 ff.

<sup>8</sup> Ebd., S. 186 ff.; B. Erdmannsdorfer, Graf Georg Friedrich von Waldeck, 1869, übertreibt die Bedeutung dieses Unionsplanes.

<sup>9</sup> Erdmannsdorfer, Deutsche Geschichte I, S. 204 ff.

sich nur als Beschützer der fürstlichen Libertät gegenüber der kaiserlichen Zentralgewalt aufzuspielen und das Mißtrauen gegen die letztere zu wecken. Das war Mazarins Taktik. Er konnte an Fakten anknüpfen, die allen deutschen Fürsten noch deutlich genug vor Augen standen. Kaiser Ferdinand II. hatte sein militärisches Übergewicht, das er Ende der zwanziger Jahre besaß, dazu benutzt, um durch das Restitutionsedikt vom 6. März 1629 nicht nur die Protestanten zur Unterwerfung zu zwingen, sondern auch zugleich seine kaiserliche Stellung gegenüber den katholischen Ständen zu verstärken. Um allen Ständen, evangelischen wie katholischen, in der Zukunft jede selbständige Politik unmöglich zu machen, verbot er ihnen, untereinander Bündnisse zu schließen und ohne kaiserliche Genehmigung eigene Truppen zu halten. „Noch einmal unternahm es der Kaiser, allein das Reich zu repräsentieren, die Reichsstände in die Stellung von Untertanen zu versetzen.“<sup>10</sup> Sein Vorgehen aber rief die erbitterte Opposition aller Stände wach. Ein bayerisches Memorandum aus dem Jahre 1629 warf ihm vor, er beabsichtige, die freien deutschen Reichsfürsten „zu Sklaven zu machen“<sup>11</sup>. Die Entrüstung entlud sich auf dem Kurfürstentag zu Regensburg in der Forderung nach Wallensteins Absetzung. Man zwang den Kaiser, sein wichtigstes Machtinstrument, das Heer, aus der Hand zu legen. Wenn damit auch der Schlag für diesmal abgewehrt war, so blieb doch der böse Eindruck bestehen. In der Folgezeit verstärkte sich die Opposition der Stände gegen den Kaiser, bis sie schließlich mit schwedischer und französischer Hilfe auf dem Westfälischen Friedenskongreß endgültig über ihn triumphierte: Dem Kaiser wurden die Hände gebunden. Ihm wurde das alleinige Bündnisrecht entzogen, die Entscheidung über Krieg und Frieden von der Zustimmung der Stände abhängig gemacht und gleichzeitig den letzteren größtmögliche Selbständigkeit in der inneren und äußeren Politik zugestanden (Instr. pac. Monast. §§ 62—65)<sup>12</sup>.

<sup>10</sup> F. Hartung, Deutsche Verfassungsgeschichte vom 15. Jahrhundert bis zur Gegenwart, 1914, S. 96. <sup>11</sup> M. Doeberl, Bayern und Frankreich, I. (1900), S. 21. <sup>12</sup> Text bei K. Zeumer, Quellensammlung zur Geschichte der deutschen Reichsverfassung in Mittelalter und Neuzeit (1926). Zum Westfälischen Frieden siehe J. Paul, Der Friede von Münster und Osnabrück, 1956; H. v. Srbik, Der Westfälische Friede und die deutsche Volkseinheit, 1940; M. Braubach, Der Westfälische Friede, 1948; Pax optima rerum, Beiträge zur Geschichte des Westfälischen Friedens, hrsg. von E. Hövel, 1948.

Frankreich und Schweden übernahmen die Garantie für die Einhaltung des Friedensvertrages.

So erschien also der Kaiser als der Störenfried. Gegnerische Propaganda wußte deutlich zu machen, daß er nicht für die Interessen des Reiches eintrete, sondern, den eigenen Machtgelüsten folgend, nur auf Erweiterung seiner Hausmacht bedacht sei. Die Kämpfe der kaiserlichen Truppen gegen die Schweden und Franzosen galten vielen Fürsten, auch im katholischen Lager, als reine habsburgische Hausmachtspolitik, die nichts mit dem wahren Wohl des Reiches zu tun hätten, sondern nur die Schuld daran trügen, daß die Kriegsnöte kein Ende nähmen. Am meisten belastete das enge verwandtschaftliche Verhältnis zu den Spaniern die Stellung des Kaisers in den Augen der Fürsten. Spanien galt auch unmittelbar nach dem Dreißigjährigen Krieg noch als die Großmacht Europas, und die Angst vor einer spanisch-habsburgischen Universalmonarchie, die schon im 16. Jahrhundert so schwer auf den Völkern gelastet hatte, drückte sie auch jetzt noch nieder<sup>13</sup>. Zudem tobte der Krieg zwischen Spanien und Frankreich. Eine Parteinahme für den Kaiser brachte die Gefahr mit sich, eines Tages erneut in die Kampfhandlungen hineingezogen zu werden. Damit wäre Deutschland wiederum Hauptkriegschauplatz geworden. Nur strenge Neutralität konnte davor bewahren.

Dabei aber war der alte Reichsgedanke in Deutschland noch nicht ganz zum Erlöschen gekommen. Noch war der Glaube an dieses Reich und seine Zukunft in vielen Herzen lebendig. Zudem blieb die alte Reichsorganisation bestehen: Reichstag und Reichskanzlei, Reichsgerichte und Reichskreise und an ihrer Spitze das Kaisertum selbst, und alle diese Organe arbeiteten auch weiterhin, trotz aller Beschränkung, die sie durch die neugewonnenen Souveränitätsrechte der einzelnen Reichsstände erlitten. Schließlich hatten gerade die kleineren Stände, die Reichsstädte, die Grafen und die meisten geistlichen Fürsten, ein persönliches Interesse an der Erhaltung des Kaisertums im Reiche. Ihr natürliches Schutzbedürfnis verlangte nach einer Führung, die ihnen Sicherheit gewährte, und sie waren bis zu einem gewissen Grade bereit, diese anzuerkennen. Freilich, wo diese Führung mit ihren eigenen In-

<sup>13</sup> Erdmannsdorfer, Deutsche Geschichte, S. 505.

teressen in Widerstreit geriet, waren sie ebenso schnell bereit, sich ihr wieder zu entziehen.

Die Stellung des Kaisers im Reichsverband nach 1648 entbehrt nicht einer gewissen Tragik. Man kann den Habsburgern dieser Zeit sicher nicht den Vorwurf einer Eroberungspolitik und der Machtgelüste machen. „Aber auf ihnen lastete eine historische Pflicht. Sie standen in tragischem Konflikt zwischen historischer Gebundenheit und jenen Kräften“, die sie führen sollten, ohne deren neugewonnenen Souveränitätsrechten zu nahe zu treten. „Man kann es nicht bestreiten: wo immer der Kaiser kämpft, kämpft auch das Reich; aber so beschaffen sind die inneren Zustände im Reichskörper, daß er fast überall, wo er aktiv handelt, Sonderinteressen verletzen muß, in verwirrende Gegensätze gerät, aus denen ihn selten ein Machtwort, meist nur Übereinkommen, befreien kann.“<sup>14</sup>

Mag man darüber streiten, ob und wieweit die von Richelieu begonnene und von Mazarin fortgeführte französische Politik defensiv oder offensiv gewesen sei, mit dem jungen König Ludwig XIV., der nach Mazarins Tode (9. März 1661) die politische Führung Frankreichs selbst übernahm, begann ein neuer Abschnitt französischer Politik. Nach anfänglicher Zurückhaltung trat sein Machtstreben in den siebziger Jahren ganz offen zutage und wuchs sich schließlich unverhüllt zur rücksichtslosesten Hege-  
monialpolitik aus, der nichts mehr heilig und unantastbar war. Die Kirche hatte ebensosehr darunter zu leiden wie die europäische Staatenwelt.

Man hat in Ludwigs unbändigem Ausdehnungsdrang gern eine einheitliche Linie sehen wollen. Sein festes Ziel sei unter anderm die Rheingrenze gewesen, ja darüber hinaus das ganze Rheinland. Die neuere Forschung ist von dieser Vorstellung abgerückt. L. André<sup>15</sup> hat dargetan, daß der König in der Tat keine klare Konzeption in bezug auf Deutschland gehabt habe und daß sein Ziel nicht die Annexion des Rheinlandes, sondern lediglich die Niederwerfung des Hauses Habsburg gewesen sei. Von einer Rheinpolitik könne unter Ludwig XIV. noch keine Rede sein, da die Idee des Rheinstromes als der natürlichen Grenze

<sup>14</sup> H. Hantsch, Die Entwicklung Österreich-Ungarns zur Großmacht, 1953 (Geschichte der führenden Völker, Bd. 15), S. 67. <sup>15</sup> L. André, Louis XIV. et l'Europe, 1950.

Frankreichs erst ein Produkt der Französischen Revolution sei <sup>16</sup>. Vielmehr waren es „Zufälle der Entwicklung“ und „sich bietende Möglichkeiten“, die sein Handeln bestimmten, die ihn schließlich auch nicht davor zurückschrecken ließen, gelegentlich aus dynastisch-imperialen Gefühlen heraus sich um die deutsche Kaiserkrone zu bewerben <sup>17</sup>.

Wenn es sich so verhält, wird man auch die Haltung der deutschen Fürsten zwischen Habsburg und Frankreich anders beurteilen müssen und ihr Paktieren mit Ludwig nicht ohne weiteres als Verratspolitik hinstellen dürfen. Sie konnten die letzten Konsequenzen ihres Verhaltens nicht ohne weiteres durchschauen. Lange Zeit glaubten sie an Frankreichs Uneigennützigkeit gegenüber dem Reiche und waren der Meinung, daß der Machtkampf zwischen den Häusern Habsburg und Bourbon nicht das Reich angehe, sondern in erster Linie Spanien und Österreich, mit denen sie sich nicht ohne weiteres identifizieren wollten.

Um so erstaunlicher ist es, daß die Päpste die französische Machtpolitik so frühzeitig erkannt und so eindeutig abgelehnt haben. Wie erklärt sich diese Ablehnung? Hätte nicht gerade die Kirche Grund gehabt, das Aufkommen der katholischen Großmacht Frankreich zu begrüßen? Nach J. Lortz <sup>18</sup> war dieses Land im 17. Jahrhundert „nicht nur ein besonders wichtiger Schauplatz der Kirchengeschichte“, sondern geradezu „ihr Hauptinhalt“. Sein kräftig aufblühendes religiöses Leben ließ Großes erwarten. Es war sein „Jahrhundert der Heiligen“. Der religiöse Geist hatte alle Schichten der Bevölkerung erfaßt <sup>19</sup>. König Ludwig selbst war ein gläubiger Katholik. „Keine Frage, daß es auch für die katholische Sache ein Vorteil war, wenn der mächtigste Fürst Europas, das reichste Land der Erde, die glänzendste Literatur der Zeit auf katholischer Seite sich fand.“ <sup>20</sup> Welche Aussichten boten sich da für die Machtstellung der Kirche, wenn der Papst in Einmütigkeit neben dem Sonnenkönig einherging und seine politischen Bestrebungen unterstützte!

<sup>16</sup> Hierzu auch G. Zeller, *L'organisation défensive des frontières du Nord et de l'Est au XVII<sup>e</sup> siècle*, 1928; ders., *La monarchie d'ancien régime et les frontières naturelles*, in: *Revue d'Hist. moderne* 8 (1933). <sup>17</sup> M. Braubach, in: B. Gebhard, *Handbuch II* (1955), S. 225. <sup>18</sup> J. Lortz, *Geschichte der Kirche*, 1935, S. 292. <sup>19</sup> H. Bremond, *Histoire littéraire du sentiment religieux en France depuis la fin des guerres de religion jusqu' à nos jours*, 6 Bde, 1915 ff. <sup>20</sup> L. v. Pastor, *Geschichte der Päpste*, XIV, 1 (1929), S. 6.



„Aber trotzdem bedeutete die Herrschaft des Sonnenkönigs ein Unheil für die Kirche“ (Pastor), denn dieses selbe Frankreich war zugleich der Sitz der kirchenfeindlichsten Tendenzen des Jansenismus, des Gallikanismus und des Staatsabsolutismus. Schon seit den Tagen Richelieus war es dem Schisma näher als irgend ein anderer Staat in Europa, und Ludwig XIV. war der entschiedenste Vertreter des Staatsabsolutismus und des Gallikanismus. Für ihn war der Staat das Maß aller Dinge, und das kirchlich-religiöse Leben mußte sich dem Staatsgedanken unterordnen. Den Papst, der sich ihm entgegenstellte, behandelte und betrachtete er zeitweilig als seinen schlimmsten Feind.

Zu diesen sachlichen Differenzen traten persönliche hinzu. Gab es doch keinen größeren Gegensatz als zwischen dem unruhigen, angriffslustigen Sonnenkönig und dem von Natur so überaus friedfertigen Kaiser Leopold I., der die volle Sympathie der Päpste genoß. „Als Fürst wie als Mensch, Gatte und Familienvater stellte er den edlen Typ der Fürsten seines Zeitalters dar.“<sup>21</sup> Als Christ stand er weit über Ludwig.

Alle diese Erwägungen bestimmten die Haltung der Päpste von Alexander VII. (1655—1667) bis Innozenz XII. (1691—1700). Mit Sorge verfolgten sie die französische Politik und gaben ihre Hinneigung zum Kaiserhof und zur kaiserlichen Politik deutlich zu erkennen. Sie taten dies nicht nur im direkten Verkehr über ihre Nuntien am Kaiserhof und in Paris, sondern ebenso an den übrigen Brennpunkten kirchlich-politischen Lebens, etwa in München und Köln oder auf den Reichstagen.

Besondere Gelegenheit zur Warnung bot sich am kurkölnischen Hofe. Kurfürst Max Heinrich (1650—1688)<sup>22</sup>, anfänglich wie sein Vorgänger Ferdinand von Bayern (1595/1612—1650)<sup>23</sup> ein

<sup>21</sup> L. A. Veit, Die Kirche im Zeitalter des Individualismus, 1648 bis zur Gegenwart, 1931, S. 12.

<sup>22</sup> M. Braubach, Kurköln, Gestalten und Ereignisse aus zwei Jahrhunderten rheinischer Geschichte, 1949, S. 1—18 u. 19—110. M. Lossen, Max Heinr., in: Allg. Deutsche Biographie 21 (1885), S. 53—56; L. Ennen, Frankreich und der Niederrhein oder Geschichte von Stadt und Kurstaat Köln, I (1855); M. Huismann, Essai sur le règne du Prince-Évêque de Liège Maximilien Henri de Bavière, 1899; L. Jadin, Les Actes de la Congrégation Consistoriale concernant les Pays-Bas, la principauté de Liège et la Franche-Comté 1593—1797 (1935), S. 80 ff.

<sup>23</sup> A. Franzen, Der Wiederaufbau des kirchlichen Lebens im Erzbistum Köln unter Ferdinand von Bayern, Erzbischof von Köln 1612—1650 (1941).

treuer Parteigänger des Kaisers, wurde bald unzufrieden mit der kaiserlichen Politik; er geriet in die Fangarme der französischen Diplomatie und verschrieb sich diesem neuen Kurs auf Gedeih und Verderb. Es ist bekannt, wieviel Unheil dem Niederrhein und insbesondere den Ländern des Erzbischofs daraus erwuchs. Ziel dieser Abhandlung, die nur ein Ausschnitt aus einer umfassenderen Studie ist<sup>24</sup>, soll es sein, die Bemühungen aufzuweisen, die von der ständigen Apostolischen Nuntiatur in Köln<sup>25</sup> ausgingen, um den Erzbischof von seinem Kurs abzubringen.

## 2. Max Heinrichs Anfänge

„Er war in der Tat kein bedeutender Fürst, dieser Maximilian Heinrich von Bayern“, und seine Politik hat, aufs Ganze gesehen, „weit mehr negative als positive Seiten aufzuzeigen gehabt“, so urteilt der Historiker über ihn<sup>26</sup>. Bei aller Anerkennung für die persönlich guten Eigenschaften, die den Kurfürsten als „guten Menschen“ und „vortrefflichen Christen und Priester“ auszeichneten, verkennt er nicht, daß ihm gerade jene Fähigkeiten abgingen, die für einen Staatsmann und Landesherrn unerlässlich sind. Er charakterisiert ihn als einen Menschen, „der sicher vom besten Willen beseelt, der aber unfähig gewesen war, diesen Willen zu verwirklichen“<sup>27</sup>.

Max Heinrich wurde am 8. Oktober 1621 in München geboren und im Rahmen der Wittelsbachischen Hauspolitik schon gleich nach seiner Geburt dazu bestimmt, dereinst seinem Oheim Ferdinand als Erzbischof und Kurfürst von Köln nachzufolgen. Er war in der Reihe der fünf Kölner Erzbischöfe aus dem bayerischen Fürstenhause, die fast zweihundert Jahre lang (1583 bis 1761) den Kölner Erzstuhl besetzt hielten, der dritte. Die innige Verknüpfung von Politik und Religion galt im Zeitalter der Gegenreformation durchaus nicht als etwas Ungewöhnliches. Man sah sie vielmehr als eine Notwendigkeit im Kampfe um die Erhaltung dieser Bistümer an, und die Kirche fand sich damit ab,

<sup>24</sup> Der Verfasser konnte hierzu umfangreiches Material aus dem Vatikanischen Archiv sammeln, das er demnächst vorlegen wird. <sup>25</sup> Die ständige Kölner Nuntiatur wurde im Zusammenhang mit dem Abfall des Erzbischofs Gebhard Truchseß von Waldburg 1584 eingerichtet. <sup>26</sup> Braubach, Kurköln, S. 2. <sup>27</sup> Ebd., S. 18.

selbst auf die Gefahr hin, gelegentlich einmal einen unfähigen und sogar einen unwürdigen Fürstensohn als Kirchenfürsten ertragen zu müssen, einfach deshalb, weil sie der politischen Unterstützung der katholischen Fürstenhäuser nicht entraten konnte. Ohne bayerische Hilfe wäre der Katholizismus in Nordwest- und Norddeutschland in der Tat dem begierigen Zugriff der protestantischen Fürsten zum Opfer gefallen.

Mit der Person Max Heinrichs hatte die Kirche wenigstens insofern Glück, als auf die sittliche Lebensführung dieses Fürsten niemals der leiseste Verdacht gefallen ist. In seiner religiösen und priesterlichen Haltung war er stets würdig und untadelig. Bereitwillig und aus eigenem Antrieb empfing er die heiligen Weihen. Fast hundert Jahre lang hatte die Kölner Kirche keine geweihten und konsekrierten Erzbischöfe mehr gehabt. Max Heinrich setzte seinen Stolz darein, als Bischof in seiner Diözese zu fungieren; er trug geistliche Kleidung und war von einer tiefen, aufrichtigen Frömmigkeit erfüllt. Seine kirchliche Gesinnung war über jeden Zweifel erhaben. Wenn es zeitweilig auch zu schweren Spannungen zwischen ihm und dem Heiligen Stuhle kam<sup>28</sup>, so änderte dies an seiner persönlichen Einstellung nichts. Auch in solchen Kampfeszeiten erscheint er selbst in den Nuntiaturberichten als frommer und glaubenseifriger Kirchenfürst; „... è un ottimo e piissimo Principe“<sup>29</sup>, so schrieb Nuntius Bonvisi über ihn nach Rom zu einem Zeitpunkt, als er aufs höchste erbost war über die politische Haltung, die Max Heinrich in den Wirren am Vorabend des französisch-holländischen Krieges (1671) einnahm, und ein anderes Mal bezeichnete er ihn als einen „Principe assai grave“<sup>30</sup>. Er lobte sogar seine persönliche Verträglichkeit und Friedensbereitschaft bei den schwierigen Verhandlungen mit der Stadt Köln<sup>31</sup>, fügte aber zugleich bedauernd hinzu, daß er so abhängig sei von seinen ränkesüchtigen und ehrgeizigen Ministern, die ihn immer wieder in schiefe Situationen brächten.

In seiner politischen Unselbständigkeit hat man von jeher Max Heinrichs Hauptfehler erblickt. „Maior fuisset, si suo ductu potius, quam alieno Rempublicam administrasset“, so schrieb be-

<sup>28</sup> A. Franzen, Eine Krise der deutschen Kirche im 17. Jahrhundert? in: Röm. Quartalschrift 49 (1954), S. 56—111.

<sup>29</sup> Vatikanisches Archiv, Nuntiatura di Colonia vol. 46, S. 368 (24. Mai 1671).

<sup>30</sup> Vat. Arch., Nunz. di Col. vol. 46, S. 300 (26. April 1671).

<sup>31</sup> Vat. Arch., Nunz. di Col. vol. 46, S. 368 (24. Mai 1671).

reits der Kartäuserchronist Michael Mörckens 1745 über ihn <sup>32</sup>, und er konnte sich dabei auf das Urteil der Zeitgenossen stützen. Mit anderen diplomatischen Berichterstatlern am kurkölnischen Hofe führte auch Bonvisi bewegte Klage über diese Schwäche des Fürsten <sup>33</sup>. Neuere Historiker haben sie zum Anlaß genommen, Max Heinrich mehr oder weniger als einen schwachsinnigen Dummkopf (M. Lossen) <sup>34</sup> hinzustellen oder ihn als „geistig minderwertig“ (A. Schulte) <sup>35</sup> zu bezeichnen. Den Berichten der Zeitgenossen zufolge war er jedoch keineswegs unbegabt <sup>36</sup>. Seine Entschlußlosigkeit ging wohl auf eine gewisse innere Unsicherheit und Hilflosigkeit zurück. Die Politik ängstigte ihn.

Dabei darf man nicht übersehen, welche Entwicklung die Diplomatie im 17. Jahrhundert genommen hat. Mit Richelieu begann sie ein ganz neues Gesicht anzunehmen. Sie wurde nicht nur zum Instrument rücksichtslosester Machtpolitik, sondern auch zu einer eigenen Kunst und Wissenschaft, in die nur die Eingeweihten Einblick hatten. Die Nuntien dieser Zeit beklagen sich oft darüber, daß sie nicht mehr in der Lage seien, das politische Getriebe zu durchschauen. Alle Verhandlungen spielten sich im Zwielicht einer undurchsichtigen Geheimkunst ab. Schlauheit, Glätte und die Fähigkeit, seine eigenen Gedanken zu verbergen und die fremden zu erraten, die Wahrheit aber nur dann zu sagen, wenn man gewiß sein konnte, daß ihr Gegenteil geglaubt wurde, zeichneten diese Politiker und Diplomaten des Zeitalters Ludwigs XIV. aus. Unter den regierenden deutschen Fürsten gab es nur sehr wenige, die in der Lage waren, an dieser Art der Diplomatie aktiven Anteil zu nehmen. Wie einst beim Aufkommen des römischen Rechtes, als die Landesherren die Fülle der Gesetze nicht mehr zu überschauen vermochten und sich deshalb genötigt sahen, ihre bisherige richterliche Tätigkeit in die Hände von Fachjuristen zu legen, so blieb ihnen auch jetzt kein anderer Ausweg, als ihre Diplomatie mehr und mehr eigenen Berufsdiplomaten anzuvertrauen. Dabei gerieten sie freilich allzuleicht in Abhängigkeit von ihnen. Die Klagen darüber, daß die Fürsten des

<sup>32</sup> M. Mörckens, *Conatus Chronologicus, Coloniae 1745*, S. 175. <sup>33</sup> Vat. Arch., *Nunz. di Col.* vol. 47, S. 120 (6. März 1672). <sup>34</sup> M. Lossen, in: ADB 21, S. 53. <sup>35</sup> A. Schulte, *Tausend Jahre deutscher Geschichte und deutscher Kultur am Rhein*, 1925, S. 232. <sup>36</sup> Braubach, *Kurköln*, S. 7; auch die Nuntien lassen keinen Zweifel an seiner Intelligenz!

17. Jahrhunderts von ihren Ministern und Diplomaten gegängelt würden, sind fast stereotyp und ertönen von den meisten Höfen.

Max Heinrich befand sich in einer besonders schwierigen Situation. Er war nicht nur Bischof von Köln, sondern zugleich von Lüttich und Hildesheim. Gerade die exponierte Lage dieser beiden Länder erforderte ein ungeheures diplomatisches Geschick. Fortgesetzt war Hildesheim<sup>37</sup> dem drohenden Zugriff der braunschweigischen Herzöge und den Launen des Brandenburgers ausgesetzt. Es bildete einen einsamen Vorposten des Katholizismus in völlig protestantischer Umgebung; zumal das sogenannte „Große Stift“, das soeben erst durch Erzbischof Ferdinand (1643) zurückgewonnen und rekatholisiert worden war, stellte einen ständigen Gefahrenherd dar. Politisch aber noch weit gefährlicher waren die Verhältnisse im Bistum Lüttich<sup>38</sup>. Hier berührte sich die kölnische Diplomatie nicht nur mit irgendwelchen Territorialfürstentümern, sondern sah sich unbarmherzig den kriegführenden und um ihre Vormachtstellung ringenden Großmächten Frankreich und Spanien gegenüber. Das kleine Land grenzte im Süden an Frankreich, im Westen an die spanischen Niederlande, im Norden an Holland und im Osten an das ebenfalls spanische Luxemburg. Als Durchgangsland und Brücke zwischen Deutschland und den Niederlanden war es gleichsam prädestiniert zum Zankapfel der streitenden Mächte. Lüttich ist Max Heinrichs Schicksal und Verhängnis geworden. Hier liegt der Schlüssel zum Verständnis der kurkölnischen Politik im 17. Jahrhundert. Auch ein diplomatisches Genie hätte es wohl kaum fertiggebracht, dieses Land aus allen Feindseligkeiten der Großmächte herauszuhalten. Mit Gewalt war nichts zu machen; dazu reichten die geringen Mittel des kleinen Landes nicht im entferntesten aus, selbst wenn man Kurköln und Hildesheim hinzunahm. Nur eine ganz geschickte Diplomatie konnte zum Ziele führen.

In den Gebrüdern Fürstenberg<sup>39</sup> hatte Max Heinrich zwei

<sup>37</sup> A. Bertram, Geschichte des Bistums Hildesheim, 3 Bde., 1899—1925; zu Max Heinrichs Tätigkeit in Hildesheim siehe A. Franzen, Johann Heinrich von Anethan, in: Kölner Domblatt 10 (1955), S. 149 ff. <sup>38</sup> Huisman, Essai, siehe oben Anm. 22.

<sup>39</sup> Über sie Braubach, Kurköln, S. 19—156; A. Franzen, Die Informativprozesse anlässlich der Bischofswahlen des Kölner Weihbischofs Georg Paul Stravius und der Straßburger Bischöfe Franz Egon und Wilhelm Egon von Fürstenberg, in: Ann. d. Hist. Ver. f. d. Nrh. 155/156 (1954), S. 320—372; Franzen, Eine Krise der deutschen Kirche im 17. Jahr-

der fähigsten und ehrgeizigsten Diplomaten der Zeit an seiner Seite. Nach anfänglichem Schwanken glaubten diese zu erkennen, daß der größere Vorteil in der Politik auf der Seite Frankreichs zu suchen sei. Zweifellos spielten dabei höchst egoistische, private Interessen eine Rolle. Aber sicherlich waren diese allein nicht ausschlaggebend. Hatte es doch den Anschein, als ob auch das Wohl des Landes im Anschluß an das kräftig aufblühende Frankreich besser gesichert sei als bei der müde sich hinschleppenden habsburgischen Politik. Max Heinrich ließ sich von ihnen für diesen politischen Kurs gewinnen und hat ihn beibehalten bis an sein Lebensende. Er glaubte, aus Verantwortungsgefühl so handeln zu müssen.

Die kurkölnische Politik soll an den nachfolgenden Ereignissen untersucht und dargestellt werden:

1. die Kaiserwahl des Jahres 1657/58,
2. die Gründung des Rheinbundes 1657/58,
3. die Neutralisierung Deutschlands während des Devolutionskrieges 1667,
4. der Überfall auf Holland 1672,
5. die Reunionen Ludwigs XIV.

### 3. Die Kaiserwahl des Jahres 1657/58

Am 2. April 1657 starb Kaiser Ferdinand III.<sup>40</sup> Wie elektrisierend wirkte die Nachricht von seinem Ableben nicht nur auf die deutschen Fürsten, sondern auch auf die übrigen Herrscher Europas. Faktisch stand der Kaiserthron nun leer; denn sein zum römischen König und Nachfolger erwählter Sohn Ferdinand IV. war ihm im Tode bereits vorangegangen. Der zweite Kaisersohn,

---

hundert? passim. <sup>40</sup> Zum Folgenden siehe Erdmannsdorfer, Deutsche Geschichte I, S. 295 ff.; ferner die neueren Darstellungen bei F. Wagner, Europa im Zeitalter des Absolutismus 1648—1789 (1948); W. Platzhoff, Geschichte des europäischen Staatensystems 1559—1660 (1928); R. Lorenz, Die Grundlegung des Absolutismus (Handb. der deutschen Geschichte II, 1959/40); M. Braubach, Vom Westfäl. Frieden bis zur Französ. Revolution (B. Gebhard, Handbuch d. dt. Gesch., Bd. II. <sup>9</sup>1955).

Leopold, war noch nicht gewählt worden. Seiner Nachfolgeschaft stand ebensowohl der entschlossene Wille Mazarins, den Habsburgern die Kaiserkrone zu entreißen, wie auch der Groll der meisten Reichsfürsten gegen das Haus Habsburg im Wege. Unter den letzteren waren es besonders die rheinischen Fürsten an der Westgrenze des Reiches, die durch den unseligen habsburgisch-französischen Machtkampf am schwersten in Mitleidenschaft gezogen waren; sie waren sich darin einig, daß man keinen regierenden Habsburger mehr zum Kaiser wählen dürfe.

In geschickter Weise den alten habsburgisch-wittelsbachischen Gegensatz ausspielend, machte die französische Diplomatie den bayerischen Kurfürsten Ferdinand Maria zu ihrem Kandidaten. Als dieser aus persönlichen und politischen Gründen, unter dem Einfluß seiner habsburgischen Mutter, es ablehnte, sich gegen das verwandte Kaiserhaus ausspielen zu lassen, hielt Mazarin alsbald einen anderen Kandidaten bereit in dem Wittelsbacher Philipp Wilhelm von Pfalz-Neuburg, dem Herzog von Jülich-Berg. Es kann heute auch als gesichert angesehen werden, daß er daneben die Kandidatur seines eigenen Königs, des jungen Ludwig XIV., ernsthaft in Erwägung gezogen hat<sup>41</sup>, ohne freilich diese Absicht zum Herzstück seiner Wahlpolitik zu machen<sup>42</sup>. Ihm war es das wichtigste, zunächst das Haus Habsburg auszuschließen.

Unter den Kurfürsten setzte sich allmählich die Erkenntnis durch, daß faktisch doch nur ein Habsburger imstande sei, die Würde und Bürde des Kaisertums zu tragen. Da tauchte plötzlich der Gedanke auf, zwar einen Habsburger zu wählen, aber einen solchen, der nicht dem regierenden Hause angehörte: den länderlosen, unverheirateten Erzherzog Leopold, Bischof von Straßburg und spanischen Statthalter in Brüssel. Der Mainzer Kurfürst und Erzkanzler neigte dieser Kandidatur zu. Bot sie doch die leise Hoffnung, beide Seiten zufriedenzustellen: der habsburgischen Partei gab man einen Habsburger, der französisch-orientierten einen völlig machtlosen, gänzlich ungefährlichen Kaiser, der ein Spielball der Fürsten und Mächte werden mußte.

Während die französische Partei die Kandidatur des Erzher-

<sup>41</sup> Hierzu zuletzt G. Zeller, *Les Rois de France candidats à l'Empire*, in: *Revue Hist.* 173 (1934).

<sup>42</sup> Mazarin hat seinen Gedanken nur sehr vorsichtig verfolgt und war klug genug, ihn aufzugeben, als er merkte, daß selbst die Freunde Frankreichs im Reiche dagegen waren.

zogs trotz anfänglicher Bedenken aufgriff und als *Ultima ratio* akzeptierte, lehnte der Wiener Hof diese Lösung von vornherein strikte ab. Die Wahlverhandlungen in Frankfurt dauerten 15 Monate lang. In dem erbitterten Tauziehen, voll von Intrigen und Feindseligkeiten, unterlag schließlich die französische Diplomatie in der Personenfrage. Am 18. Juli 1658 wurde der Kaisersohn Leopold I. in Frankfurt gewählt<sup>43</sup>. Mazarin hatte das Spiel verloren. Aber dennoch hatte er nicht umsonst gekämpft. Die Verwirrung, die er im Reiche angerichtet hatte, war maßlos. Seine mit allen Mitteln der Drohung und Lockung arbeitenden Gesandten Gramont und Lionne hatten es verstanden, den deutschen Fürsten Furcht und Schrecken vor der Macht Frankreichs einzuflößen. Die Wahl Leopolds konnte nur erkaufte werden durch gleichzeitige Zugeständnisse an Frankreich. Dem neuen Kaiser wurden in der Wahlkapitulation erniedrigende Bedingungen auferlegt, vor allem mußte er sich verpflichten, in Zukunft keinerlei Hilfeleistungen mehr an das mit Frankreich im Kriege stehende Spanien zu geben.

Um diesen sogenannten Assistenzartikel ist in langen Debatten erbittert gerungen worden. Da besonders die rheinischen Fürsten oft genug unter den Truppendurchzügen nach Belgien zu leiden gehabt hatten, fiel es den Franzosen nicht schwer, die Kurfürsten unter Druck zu setzen. Besonders der Mainzer und der Kölner setzten sich für den Artikel ein. Leopold mußte schließlich nachgeben, nachdem als Gegenleistung die sogenannte Reziprozitätsklausel in die Wahlkapitulation aufgenommen worden war, daß auch die Franzosen sich jeder Begünstigung der Feinde des Kaisers enthalten müßten.

Eine unglückselige Rolle spielte bei diesen Frankfurter Verhandlungen die von den Fürstenbergs geleitete kurkölnische Diplomatie. Es gelang den Franzosen, sich in einem Geheimpakt<sup>44</sup> die unbedingte Gefolgschaft der Brüder und durch sie des Kölner Kurfürsten Max Heinrich für die Zukunft zu sichern. Der letztere

<sup>43</sup> Zur Geschichte der Wahl Leopolds I. s. W. A r n d t, Zur Vorgeschichte der Wahl Leopolds I., in: Gesammelte Aufs. zum Gedächtnis von Waitz, 1886, S. 567 ff.; G. H e i d e, Die Wahl Leopolds I., in: Forschungen zur dt. Gesch. 25 (1885); M. P r i b r a m, Zur Wahl Leopolds I., in: Arch. f. österr. Gesch. 73 (1888).

<sup>44</sup> B r a u b a c h, Kurköln, S. 19—42 (Der Pakt der Brüder Fürstenberg mit Frankreich); H. P a g è s, Comment Guillaume de Fürstenberg entra au service de Louis XIV., in: Mélanges à N. Jorga, 1933, S. 727—737.



war aufs höchste erbittert über die Belästigung seiner Lande durch die spanisch-kaiserlichen Truppen im Verlaufe des Krieges mit Frankreich. Seine Klagen in Wien hatten nur taube Ohren gefunden. Darum war er den Habsburgern gram. Um so bereitwilliger öffnete er sich jetzt den französischen Versprechungen. In bezug auf die Durchsetzung des Assistenzartikels in der Wahlkapitulation trafen sich seine Wünsche mit den französischen Forderungen. Andere, höhere Wertmaßstäbe ließ er nicht gelten, obwohl er durch den Kölner Nuntius Sanfelice<sup>45</sup> oft daran erinnert wurde.

Wie kam der Nuntius dazu, Max Heinrich zu ermahnen? Papst Alexander VII., der die deutschen Verhältnisse aus seiner 12jährigen Nuntiaturtätigkeit in Köln kannte<sup>46</sup>, hatte zunächst beabsichtigt, sich vom deutschen Wahlkampf fernzuhalten. Er ließ den katholischen Fürsten lediglich durch Sanfelice ans Herz legen, sie möchten sich zum Wohle des Reiches und der Kirche bald auf einen geeigneten Kandidaten einigen. Als er sah, welches Unheil durch die Intrigen der Franzosen angerichtet wurde, erteilte er dem Nuntius konkretere Weisungen, im Sinne der habsburgischen Wünsche für die Wahl Leopolds zu wirken.

Sanfelice hat aus seiner pro-kaiserlichen Gesinnung niemals einen Hehl gemacht. Bald nach dem Tode des Kaisers, am 26. Mai 1657, suchte er den Kölner Kurfürsten in seinem Brühler Schloß auf, um ihm ein Breve des Papstes zu überbringen. Bei dieser Gelegenheit traf er dort den Lütticher Baron von Wagné als Abgesandten Mazarins an, der den Auftrag hatte, Max Heinrich für die Kandidatur Ferdinand Marias von Bayern zu gewinnen. Sanfelice konnte mit Befriedigung feststellen, daß der Kurfürst sich sehr zurückhaltend verhielt<sup>47</sup>. Bald darauf aber bemerkte er, wie die

---

<sup>45</sup> Giuseppe Maria Sanfelice war vom 18. April 1652 bis zum 19. September 1659 Nuntius in Köln. Er entstammte einer neapolitanischen Familie und war sehr kaiserlich gesinnt. In seiner Amtszeit kam es zu schweren Auseinandersetzungen mit den Bischöfen über die Nuntiaturjurisdiktion. Vgl. Franzen, Eine Krise der deutschen Kirche im 17. Jahrhundert? Auch A. Franzen, Die Finalrelation des Kölner Nuntius Sanfelice vom Jahre 1659, in: Röm. Quartalschr. 50 (1955), S. 69—88. <sup>46</sup> Fabio Chigi war vom 13. Juni 1639 bis zum Oktober 1651 Kölner Nuntius; als solcher nahm er eifrigst an den Westfälischen Friedensverhandlungen teil; 1651 wurde er nach Rom zurückgerufen und zum Kardinalstaatssekretär befördert. Als Alexander VII. bestieg er am 7. April 1655 den päpstlichen Thron. Er war kaiserlich gesinnt. <sup>47</sup> Vatikanisches Archiv,

französischen Gesandten, besonders der Prinz von Homburg, sich in Köln an die Brüder Fürstenberg heranmachten, den totalen Ausschluß des Hauses Habsburg von der Kaiserwahl verlangten und schwere Drohungen ausstießen für den Fall, daß ein Habsburger gewählt würde<sup>48</sup>. Jedoch gab er den Franzosen keine großen Chancen<sup>49</sup>. Mit dem Düsseldorfer Herzog Philipp Wilhelm von Pfalz-Neuburg hatte er eine lange Unterredung, um ihn für das Haus Habsburg zu gewinnen<sup>50</sup>. Im gleichen Sinne wirkte er auch bei anderen katholischen Fürsten. Eine Pariser Zeitung brachte bereits in großer Aufmachung die Nachricht, der Nuntius werbe im Auftrag des Papstes für das Haus Habsburg<sup>51</sup>.

Mit den Gebrüdern Fürstenberg, die sich mit Eifer für die Kandidatur des Erzherzogs Leopold Wilhelm einsetzten, hatte er Anfang Juli eine längere Unterredung<sup>52</sup>, in der er ihnen seine Meinung kundgab, daß Leopold Wilhelm, wenn er gewählt würde, doch nur ein armseliger Marionettenkönig sein werde, der nicht einmal wisse, wo er residieren solle. Von Wien aus sei man nicht geneigt, ihm irgendwelches Land abzutreten, und der junge ungarische König Leopold habe erklärt, Leopold Wilhelm könne in Mergentheim<sup>53</sup> residieren und sich vom Papste die Einkünfte aus Bistümern geben lassen.

Unterdessen führten die Abgeordneten der Fürsten in Frankfurt die Vorbesprechungen zur Kaiserwahl. Sanfelice erhielt Anfang August vom Mainzer Kurfürsten die versteckte Aufforderung, zu den Wahlversammlungen nach Frankfurt zu kommen<sup>54</sup>. Eine offizielle Einladung durfte nach den Bestimmungen der Goldenen Bulle nicht mehr erfolgen. Er entschloß sich, Folge zu leisten. Gleichzeitig bedauerte er, daß der Kölner Kurfürst noch keine Anstalten zur Reise nach Frankfurt mache, sondern an seiner Stelle den Grafen Egon von Fürstenberg sende; er fügte hinzu, daß Fürstenberg es fein so eingefädelt habe, um selbst um so besser die erste Flöte in Frankfurt spielen zu können. Er trete mit großem Pompe auf, so daß man ihn in Frankfurt scherzhaft

Nunziatura di Colonia vol. 28, S. 174 (vom 27. Mai 1657): „Con tutto ciò l'Altezza Sua si mantiene indifferente e alienissima dal procurar i commodi della Sua Casa in sì grande attione.“<sup>48</sup> Ebd., S. 178 (2. Juni 1657).<sup>49</sup> Ebd., S. 187 (10. Juni 1657).

<sup>50</sup> Ebd., S. 188 (11. Juni 1657).<sup>51</sup> Ebd., S. 225 (1. Juli 1657).

<sup>52</sup> Ebd., S. 235 (8. Juli 1657).<sup>53</sup> Mergentheim war der Sitz des Deutschen Ordens, dessen Hochmeister Leopold Wilhelm war.

<sup>54</sup> Vat. Arch., Nunz. di Col. vol. 28, S. 270 (5. August 1657).

als den „Neunten Kurfürsten“ bezeichne. Unterdessen werde sich der Kurfürst, dem man eingeredet habe, er sei krank und dürfe nicht reisen, zu Hause mit Antoniuswässerchen kurieren<sup>55</sup>.

Dem habsburgischen Gesandten Volmar teilte Sanfelice Ende August 1657 ganz offen mit, daß dem Papst die Wahl des jungen Königs Leopold zum Kaiser sehr am Herzen liege und daß er, Sanfelice, vom Kardinalstaatssekretär am 4. August dementsprechend angewiesen worden sei<sup>56</sup>. Er versprach, nach Kräften mitzuhelfen, um den Kölner und den Mainzer zu gewinnen. Seit dem 25. August 1657 wohnte er im Frankfurter Karmeliterkloster<sup>57</sup>, um die Ereignisse ganz aus der Nähe beobachten zu können.

Nur schleppend zogen sich die Vorverhandlungen in Frankfurt dahin. Mit einer gewissen Freude konnte Sanfelice Anfang Januar 1658 feststellen<sup>58</sup>, daß die Aussichten der Franzosen sich verschlechtert hätten. Lionne schimpfe fürchterlich auf alle, besonders auf den Kurfürsten von Mainz. Die erneuten Bemühungen, den Wittelsbacher für eine Kandidatur zu begeistern, seien gescheitert; Erzherzog Leopold Wilhelms Kandidatur sei ebenso aussichtslos. So bliebe nur noch als einziger Bewerber König Leopold übrig. Die Franzosen seien ganz geschlagen; selbst Wilhelm Egon von Fürstenberg, der anstelle seines Bruders die Kölner Gesandtschaft führe und bisher stets der treueste Anhänger Frankreichs gewesen sei, ziehe sich von ihnen zurück. Er, der Nuntius, werde als Parteigänger Österreichs verschrien. Als untrügliches Zeichen dafür, daß Frankreichs Stern im Sinken sei, könne man das Verhalten Franz Egons von Fürstenberg ansehen, der sich mit einem Male von den Franzosen zurückziehe und sich mit größter Unterwürfigkeit den Spaniern nähere<sup>59</sup>.

Nachdem die Vorbesprechungen der Gesandten abgeschlossen waren, begann endlich im April 1658 der eigentliche Kurfürstentag. König Leopold erschien am 1. dieses Monats, zugleich zogen auch die Kurfürsten von Mainz und Trier in die Wahlstadt ein; andere Fürsten folgten, nur Max Heinrich von Köln ließ auf sich warten. Die Wahl Leopolds stand nun außer Frage. Die Kurfürsten verhandelten indes über die Wahlkapitulation und über den

<sup>55</sup> Ebd., S. 283 (12. August 1657).

<sup>56</sup> Ebd., S. 31 (28. August 1657).

<sup>57</sup> Ebd., S. 314 (28. August 1657).

<sup>58</sup> Ebd., vol. 29, S. 19 (8. Januar 1658).

<sup>59</sup> Ebd., S. 35 (14. Januar 1658).

Assistenzartikel (Art. 14). Damit hatte der letzte und schwierigste Akt begonnen. Die französische Partei unter Führung Fürstenbergs setzte alles daran, um dem Kaiser die Hände zu binden. Franz Egon benahm sich voller Anmaßung. Man kam nicht weiter. Sehnsüchtig erwartete man den Kölner Kurfürsten selbst, von dessen Nachgiebigkeit man ein besseres Vorwärtskommen erhoffte<sup>60</sup>. Sanfelice machte seinem Unwillen über die Lässigkeit des Kölners Luft und gab die ganze Schuld Franz Egon von Fürstenberg, der den Kurfürsten absichtlich noch fernhalte, um die Verhandlungen in Frankfurt allein führen zu können. Er berichtete nach Rom, daß Max Heinrich schon seit Monaten einen unbändigen Zorn auf Franz Egon habe, daß dieser aber trotzdem eine despotische Herrschaft über seinen Herrn ausübe und mache, was er wolle<sup>61</sup>. Franz Egon sei von den Franzosen erkaufte.

Endlich, am 27. April 1658, traf Max Heinrich selbst in Frankfurt ein<sup>62</sup>. Eine Woche später hatte der Nuntius die erste Besprechung mit ihm<sup>63</sup>. Er suchte ihm klarzumachen, wie unklug und falsch es sei, den Kaiser daran hindern zu wollen, Hilfe nach Flandern zu schicken. In Flandern könne Cromwell<sup>64</sup> ungehindert sein sakrilegisches Treiben zum Schrecken aller Katholiken fortsetzen. Nur der Kaiser könne die dortigen Katholiken schützen; der Assistenzartikel mache auch diese Hilfe unmöglich; kein katholischer Fürst dürfe seine Hand dazu reichen. Scharf geißelte San-

<sup>60</sup> Ebd., S. 265 (16. April 1658): „un Principe assai dolce“ wird er genannt.

<sup>61</sup> Ebd., S. 237 (1. April 1658): „L'Elettore di Colonia non solo non si è mosso sin' hora da Bonna sua Residenza, mà ne meno si sà, quando sia per farlo. Il di lui Ministro precipuo Conte Egone di Fürstenberg ne dispone tuttavia à suo modo, et non ostante li giusti sdegni, che Sua Altezza hebbe a mesi passati contro di esso, si sostiene tuttavia nel possesso dispotico della persona del suo Padrone. Egone dunque guadagnato da Francesi et beneficiato nella persona del fratello con un' Abbadia in Francia di grossa rendita, opera secundo i dettami di questi SS<sup>ri</sup> Ambasciatori Francesi ...“ <sup>62</sup> Ebd., S. 301 (30. April 1658). <sup>63</sup> Ebd., S. 317 (7. Mai 1658).

<sup>64</sup> Daß für den Nuntius die kirchlich-religiöse Seite des ganzen Fragenkomplexes entscheidend war, ist begreiflich. Soeben hatte Mazarin mit Cromwell, dem Todfeinde der katholischen Kirche, ein Bündnis geschlossen, demzufolge Cromwell 5000 Mann zur Eroberung Flanderns zur Verfügung stellte und dafür einige wichtige Plätze Flanderns ausgeliefert bekam. Die Folgen für die Religion der Bewohner bekümmerten den Kardinal nicht. Um so mehr gaben sie Sanfelice Anlaß, gegen den Assistenzartikel und die Gründung des Rheinbundes zu agitieren. Seit Frühjahr 1658 waren die englisch-französischen Waffen in Flandern wieder siegreich im Vordringen.

felice bei dieser Gelegenheit auch den geplanten Rheinbund, von dem er Anfang Februar zum ersten Male gehört hatte. Die Vorhaltungen des Nuntius verfehlten ihre Wirkung auf den Kurfürsten nicht. Sanfelice schöpfte Hoffnung. Als er aber hörte, daß Kurbrandenburg sich auch für den Assistenzartikel erklärt habe und dadurch die Mehrheit zugunsten des Artikels gesichert sei, geriet er außer sich vor Erregung.

In letzter Minute noch versuchte er, den Beschluß umzustoßen. Er suchte die katholischen Fürsten einzeln auf und malte ihnen in allen Farben die Gefahr der Invasion Cromwells in das katholische Flandern vor Augen. Ganz besonders ermahnte und beschwor er den Kölner Kurfürsten, schriftlich und mündlich, von dem Artikel abzulassen. Max Heinrichs Lütticher Gebiet war ja nächst Flandern der Gefahr am meisten ausgesetzt. In langen Berichten informierte er ihn über die Lage, wozu ihm wohl sein Uditore, der niederländische Konvertit Peter von Walenburg<sup>65</sup>, das Material geboten hatte. Geradezu leidenschaftlich kämpfte er gegen den Assistenzartikel. Immer wieder beklagte er in seinen Berichten nach Rom „la deplorabile soggettione dell'Elettore di Magonza e Colonia ai Francesi“<sup>66</sup>. Er nannte es ein Verbrechen an dem katholischen Flandern, das man an Cromwell ausliefere, wenn man dem Kaiser verbiete, Hilfe dorthin zu schicken. Die katholischen Kurfürsten könnten dies vor ihrem Gewissen nicht verantworten.

Schon glaubte er, gewonnen zu haben, und berichtete triumphierend nach Rom: „Li Francesi si sono consternati a tal avviso et meditano intrighi“, da mußte er erleben, daß die Mehrheit der Kurfürsten sich am 15. Mai 1658 doch für den Assistenzartikel entschied. Gleichzeitig bekam er in einer unglaublichen Weise den aufgespeicherten Groll der Franzosen zu spüren. Er wurde von „einem gewissen Franzosen“, worunter nur Gramont oder Lionne verstanden werden können, in aller Öffentlichkeit und zum Gespött der Bedienten „mit ganz unglaublicher Frechheit, fluchend und tobend“ angefahren und wegen seiner Agitationen beschimpft<sup>67</sup>. Dieser Überfall hat ihn so sehr erregt, daß er alsbald

<sup>65</sup> Peter von Walenburg stammte aus Rotterdam, konvertierte zusammen mit seinem Bruder Adrian und erwarb sich einen Namen als Theologe und Kontroversschriftsteller. Er war eine Zeitlang als Uditore in der Kölner Nuntiatur tätig.

<sup>66</sup> Bibliotheca Vaticana, Fondo Chigi D. I. 5, S. 177 (12. März 1658). <sup>67</sup> Vat. Arch., Nunz. di Col. vol. 29, S. 379 (Walenburgs Be-

einen Nervenzusammenbruch erlitt und mit heftigen Koliken, Magen- und Gallenbeschwerden längere Zeit das Bett hüten mußte.

Es war just an demselben Tage, dem 16. Mai 1658, an dem der Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz in höchster Erregung dem bayerischen Gesandten Dr. Oexel sein Tintenfaß an den Kopf warf, als dieser eine Erklärung seines Herrn über die Frage der Reichsverweserschaft verlas; es war „eine Szene, wie sie in den hochfeierlichen Verhandlungen des Kurfürstenkollegs noch nie erlebt worden war“<sup>68</sup>. In Frankfurt schien alles aus den Fugen geraten zu sein. Die Sitzungen wurden unterbrochen. In äußerster Spannung stand alles „Gewehr bei Fuß“. Nur langsam beruhigten sich die Gemüter wieder. Am 19. Mai lud der Kölner Erzbischof die anwesenden Kollegen zu sich zum Essen ein, „more et duratione Germanica“<sup>69</sup>.

Die Franzosen beschwerten sich in Rom über Sanfelice, und der Kardinalstaatssekretär forderte den Nuntius auf, Bericht zu erstatten und sich zu rechtfertigen. Sanfelice, noch bettlägerig und krank, begründete am 4. Juni seine Haltung, indem er auf die kirchenfeindliche Politik, die Frankreich durch das Bündnis mit Cromwell in Flandern betreibe, hinwies. Er gab zu, den Kurfürsten mit Nachdruck auf die Gefahren hingewiesen zu haben, „*mà senza far mai mentione dei Francesi*“<sup>70</sup>, d. h. also, ohne die Franzosen zu nennen. Er habe sich höchstens mal bedauernd darüber geäußert, daß die Franzosen mit Cromwell gemeinsame Sache machten. Die Denkschrift, die er dem Kölner Kurfürsten zur Information überreicht habe, sei von ihm gleich am nächsten Tage wieder zurückgenommen worden. Er habe sich dabei alle Mühe gegeben, sie nicht an die Öffentlichkeit gelangen zu lassen, um dadurch den Franzosen keinen Grund zur Klage zu geben. Freilich hätte er voraussehen müssen, daß sie eben durch Fürstenbergs Vermittlung doch in die Hände Mazarins gelangte.

In den folgenden Wochen spitzte sich das Verhältnis des Nuntius zu den Franzosen und auch zu Kurköln immer mehr zu. Voll bitterer Kritik berichtete er über die auf Antrieb der Franzosen vom Kölner Kurfürsten eingereichte Proposition, derzufolge der neue Kaiser eo ipso für abgesetzt gelten und eine Neuwahl gehalten werden solle, wenn er auch nur einen Punkt der Wahl-

richt vom 21. Mai 1658).

<sup>68</sup> Erdmannsdorfer, Deutsche Gesch. I, S. 311.

<sup>69</sup> Vat. Arch., Nunz. di Col. vol. 29, S. 379 ff.

<sup>70</sup> Ebd., S. 398 (4. Juni 1658).

kapitulation übertrete. Nach Sanfelices Meinung lief diese Klausel darauf hinaus, Spaltung und Krieg im Reiche entstehen zu lassen; denn, so argumentierte er, es sei fast unmöglich, daß der neue Kaiser bei einer so umfangreichen, harten und unerträglichen Wahlkapitulation nicht eines Tages doch einen Punkt übertreten werde<sup>71</sup>. Den Schaden würden die kleineren Fürsten wieder zu spüren bekommen. Denn sollte der Fall eintreten, daß der Kaiser wegen irgendeiner Kleinigkeit abgesetzt werde, so sei er stark genug, sich zur Wehr zu setzen; seine Gegner aber könnten nur mit fremder Hilfe gegen ihn vorgehen; das aber bringe neue Gefahren, auch für die Religion. Einen solchen Streich könnten nur Wilhelm Egon von Fürstenberg und der kurmainzische Gesandte Blum ausgeheckt haben, als sie kürzlich in Paris waren.

Es ist interessant, zu hören, daß Sanfelice solchen Machenschaften mit Nachdruck den alten kurialen Standpunkt und die Idee von der Sakralität des Kaisertums entgegenstellte. Er betonte den Kölnern und Mainzern gegenüber, daß es den Kurfürsten allein gar nicht zustehe, einen vom Papste gesalbten und bestätigten Kaiser wieder abzusetzen<sup>72</sup>.

Die Franzosen empfanden den Abschluß der Verhandlungen über die Wahlkapitulation so sehr als einen Sieg, daß Gramat die Kurfürsten von Mainz und von der Pfalz, Prinz Moritz von Nassau als den Vertreter Brandenburgs, die Kölner Unterhändler Franz und Wilhelm Egon von Fürstenberg sowie den Fürsten von Baden zu einem Bankett einlud und daß zur gleichen Zeit Madame Lionne mit den übrigen französischen Damen in Frankfurt aus lauter Freude einen Tanzabend veranstaltete. Hierzu ward der Nuntius nicht geladen. Er hatte eine andere Einladung erhalten. Der Kurfürst von Trier bat ihn zusammen mit den spanischen Gesandten zu Tisch. Hier war die Stimmung nicht so fröhlich. Sanfelice nahm übrigens nicht daran teil, sondern ließ sich wegen Unwohlseins entschuldigen<sup>73</sup>.

Die Verstimmung des Nuntius gegen den Kölner Kurfürsten nahm wohl weiter zu. Um den Kölnern und Mainzern seinen Ärger zu zeigen, mied er sie und sprach nicht um Audienz bei ihnen vor. Ihr Verhalten in der Frage des Assistenzartikels erschien ihm als ein direkter Verrat zweier geistlicher Fürsten am katho-

<sup>71</sup> Ebd., S. 473 (18. Juni 1658).

<sup>72</sup> Ebd., vol. 30, S. 69 (18. Juni 1658).

<sup>73</sup> Ebd., vol. 29, S. 482 (25. Juni 1658).

lischen Flandern. Er machte sich lustig darüber, daß sie sich einbildeten, sie könnten die Rolle der Friedensvermittler zwischen den Kronen Frankreichs und Spaniens spielen. Sarkastisch schrieb er nach Rom, diese beiden Kurfürsten seien von ihrer eigenen Idee ganz „bezaubert“ und redeten sich ein, sie könnten noch vor der Kaiserwahl die ganze Welt reformieren, dabei seien es doch nur „negotiati fantastici di Pace maneggiati in Parigi“, phantastische Machenschaften, die in Paris ausgeheckt worden seien <sup>74</sup>.

Auf die Friedensbemühungen der beiden Kurfürsten, die gutgemeint, aber völlig aussichtslos waren, soll hier nicht näher eingegangen werden. Sie selbst schrieben darüber mit hochtönenden Worten an den Papst und suchten überall Stimmung für ihre Projekte zu machen. Daß aber im Kurfürstenkollegium nicht alle so dachten wie sie, zeigt ein kleiner Zusammenstoß, den der Kölner Mitte Juni mit dem charakterfesten, nüchternen Trierer Kurfürsten hatte. Der Trierer Kurfürst, Karl Kaspar von der Leyen („che è veramente buon Austriaco“), war der Meinung, man solle sich aus dem spanisch-französischen Streite draushalten. Wenn die Franzosen wirklich den Frieden suchten, könnten sie selbst Vermittler finden; sein Trierer Kurfürstentum liege beiden Kronen benachbart, und er habe keine Lust, sich in Händel einzumischen, die am Ende nur neue Gefahren und neue Verfeindungen brächten. Darauf geriet der Kölner Kurfürst in hellen Zorn. Er betitelte den Trierer als Störenfried im Reiche und machte ihn verantwortlich für den weiteren Fortgang des Krieges. Der Trierer erwiderte beißend, Köln und Mainz hätten sich ihre Vermittlerrolle doch nur erbettelt und sich nun in eine Idee hineinverrannt, die völlig utopisch sei; sie sollten nicht meinen, die übrigen Kurfürsten wie kleine Kinder behandeln zu können. Das Kurfürstenkollegium distanzieren sich von ihren Unternehmungen. Sie sollten lieber auf Beschleunigung der Wahl drängen und endlich den Wahltermin festlegen.

Die ersten Julitage verliefen sehr aufregend in Frankfurt. Der Bayer drohte dem Pfälzer wegen des Auftrittes vom 16. Mai mit Krieg. Ein neuer Brand schien in Deutschland entstehen zu sollen. Zur gleichen Zeit wurden die Verhandlungen über die Konstituierung des Rheinbundes mit allem Nachdruck vorange-

---

<sup>74</sup> Ebd., S. 479 (25. Juni 1658).



trieben. Immer heftiger prallten im Kurkollegium die Gegensätze aufeinander. Dieser Rheinbund machte auch dem Nuntius großen Kummer.

#### 4. Die Gründung des Rheinbundes 1657/58

Dem gleichen Zwecke wie der heftig umkämpfte Assistenzartikel diente der Rheinbund<sup>75</sup>, der am 15. August 1658 in Frankfurt geschlossen wurde. Er sollte der gegenseitigen Verteidigung der Mitgliederstaaten und der Aufrechterhaltung des Friedens dienen, vor allem dadurch, daß man darüber wachen wollte, daß keine Truppen aus dem Reiche gegen Frankreich geschickt würden. Unter Mainzer und Kölner Führung wollte man einen Block schaffen, der gleichsam als dritte Macht das Gleichgewicht zwischen Habsburg und Frankreich herstellen und garantieren konnte. Zwecks Verhinderung des Durchzuges kaiserlicher Truppen nach den spanischen Niederlanden wurde ein Bundesheer von 10 000 Mann aufgestellt, zu dem jeder Mitgliedsstaat ein bestimmtes Kontingent beizusteuern hatte. Die größte Gefährdung des Friedens sah man immer noch von seiten Österreichs und nicht etwa Frankreichs kommen.

An den patriotischen Motiven, die bei der Gründung des Bundes besonders bei dem Mainzer Kurfürsten Johann Philipp von Schönborn<sup>76</sup> vorherrschend waren, kann nicht gezweifelt werden. Aber es zeigte sich bald, wie unmöglich es war, sich über den französisch-spanischen Gegensatz zu erheben und als unabhängige dritte Macht eine Partei des Ausgleichs und des Gleichgewichtes zu schaffen<sup>77</sup>. Aus sich waren die Bundesstaaten — einzeln und auch zusammen — viel zu schwach, um eine selbständige Politik

<sup>75</sup> Neuere Literatur zur Frage des Rheinbundes: F. Wagner, Frankreichs klassische Rheinpolitik, *Der Rheinbund 1658* (1941); M. Göhring, Kaiserwahl und Rheinbund von 1658, in: *Geschichtliche Kräfte und Entscheidungen*, Festschrift O. Becker (1954); R. Schnur, *Der Rheinbund von 1658* in der deutschen Verfassungsgeschichte (1955). <sup>76</sup> Johann Philipp von Schönborn war seit 1642 Fürstbischof von Würzburg und seit 1647 Kurfürst von Mainz; er starb 1673. Er galt als der „deutsche Salomo“. Über ihn zuletzt: G. v. Pölnitz, *Nassauische Lebensbilder II* (1943); M. Domarus, *Würzburger Kirchenfürsten aus dem Hause Schönborn* (1951). <sup>77</sup> Hierzu G. Oestreich, *Verfassungsgeschichte vom Ende des Mittelalters bis zum Ende des alten Reiches*, in: B. Gebhard, *Handbuch der deutschen Geschichte II*

den beiden Großmächten gegenüber betreiben zu können. Sie mußten zwischen den beiden Parteien wählen. Durch die Aufnahme Frankreichs in den Bund, die Mazarin eifrigst betrieb, erhielt dieses von vornherein ein solches Übergewicht, daß der ganze Bund, der auf drei Jahre geschlossen wurde, nur ein Machtinstrument in der Hand Mazarins wurde. Stellten die Franzosen allein doch fast ein Viertel des Bundesheeres, und dementsprechend bestimmten sie auch die Politik, die auf eine Bekämpfung Habsburgs und Erweiterung des französischen Einflusses im Reiche hinauslief.

Was den Nuntius veranlaßte, mit solcher Energie gegen den Abschluß des Rheinbundes anzukämpfen, war in erster Linie ein rein kirchlich-religiöses Motiv. Ihm ging es um die Rettung des katholischen Flandern vor den fanatischen Scharen Cromwells. Er war überzeugt, daß nur der Kaiser Hilfe bringen konnte. Um so mehr bedauerte er es, daß gerade katholische Bischöfe und Kirchenfürsten es waren, die den Kaiser durch die auferlegten Fesseln an dieser Hilfeleistung hinderten. Immer wieder wurde er bei ihnen vorstellig, ohne jedoch etwas zu erreichen. Der Mainzer Kurfürst erwiderte, man müsse an die furchtbare Kriegsgefahr denken, die dem Reiche von seiten Frankreichs drohe, wenn man diesem nicht entgegenkomme und ihm den guten Willen der deutschen Fürsten zeige, sich aus dem spanisch-französischen Kriege herauszuhalten. Der Kölner Kurfürst, so berichtete Sanfelice am 9. Juli 1658 voll Entrüstung nach Rom <sup>78</sup>, „ging so weit, mir zu sagen, daß man das Wohl der deutschen Diözesen nicht mit der Erhaltung der Kirchen in Flandern verquicken dürfe“; im übrigen sei ihm von den Franzosen mitgeteilt worden, daß den Engländern in dem Vertrage mit Cromwell nur Dünkirchen und Mardik überlassen würden. Mitleidig fügte der Schreiber hinzu: „Daran sieht man einmal wieder gut, wie der gute Fürst betrogen wird“, und er nahm sich vor, Max Heinrich bei der nächsten Gelegenheit über den wirklichen Sachverhalt aufzuklären.

Wie kaum ein Zweiter hatte Sanfelice von Anfang an das Intrigenspiel der Franzosen in Frankfurt durchschaut. In Rom war man nicht immer mit ihm einer Meinung. Als es im Juni 1658 Mazarin gelang, dem Kardinalstaatssekretär klarzumachen, daß

(<sup>9</sup>1955), S. 334.

<sup>78</sup> Vat. Arch., Nunz. di Col., vol 30, S. 46 (9. Juli 1658).

sein Bündnis mit Cromwell harmlos sei und daß er in bezug auf Flandern die lautersten Absichten hege, wurde dem Nuntius mit leisem Vorwurf auferlegt, sich zurückzuhalten und die Franzosen nicht zu verärgern. Sanfelice antwortete<sup>79</sup>, Kardinal Mazarin verstehe es immer und überall, seine Sache im besten Lichte erscheinen zu lassen, seine wirklichen Absichten zu verbergen und alle Kriegsschuld auf andere abzuwälzen. So mache er es in Deutschland auch. Jedoch sprächen seine Handlungen deutlicher als seine Worte, „e non tutti siamo Tedeschi“. Heftig geißelte er dann die Franzosenhörigkeit der Kurfürsten von Mainz und Köln; sie spielten sich als Friedensengel auf und ersännen die härtesten Wahlkapitulationen; dabei verschleppten sie das Wahlgeschäft immer mehr und erkannten nicht, daß sie „nell'uno e nell'altro son essecutori della volontà dei Francesi“.

Trotz der Warnung aus Rom agitierte er weiter gegen den Abschluß des Rheinbundes. „Non ho mancato di dissuadere si mal' intesa unione alli tre Elettori Ecclesiastici et al Vescovo di Münster“, so meldete er am 2. Juli an die Staatssekretarie<sup>80</sup>. „Ich hoffe“, so fuhr er fort, „daß dieses Bündnis bald wieder eingeht; denn so viele Verbündete, so viele verschiedene Interessen gibt es da; so uneins werden sie auch in ihren Meinungen sein.“ Er lobte den Trierer Erzbischof, weil er ihm versprochen habe dem Rheinbündnis nicht beizutreten<sup>81</sup>. Auch auf den Münsterer Bischof redete er ein. Für ihn stand es von vornherein fest, „che la Conclusionne della Lega Renana è sollecitata dai Francesi“, und darum ist sie vom Übel.

Max Heinrich, der sich mehr und mehr zum Sachwalter der französischen Interessen machte, stellte in der Sitzung des Kurkollegiums vom 9. Juli den Antrag, den Assistenzartikel auch auf Schweden und den gerade tobenden Nordischen Krieg (1655—1660) auszudehnen. Dort hatte sich im Herbst 1657 ein Zusammenschluß Österreichs, Polens und Brandenburgs gegen Schweden vollzogen (Vertrag von Wehlau am 17. September 1657). Die Schweden waren mit den Franzosen im Bunde. So schien es nur konsequent, den Assistenzartikel auch auf die Verhältnisse im Norden und im Osten zu übertragen. Hatten die Brandenburger selbst nicht auch ihre Zustimmung zum Assistenzartikel gegeben! So sollte es also

<sup>79</sup> Ebd., S. 47 (9. Juli 1658).  
ist Trier doch beigetreten.

<sup>80</sup> Ebd., S. 16 (2. Juli 1658).

<sup>81</sup> Später

jetzt dem Kaiser auch untersagt werden, den Brandenburgern und Polen Hilfe gegen Schweden zu leisten.

Den Nuntius interessierte wiederum in erster Linie der Umstand, daß es wieder um ein katholisches Land (Polen) ging, das von dem protestantischen Schweden überrannt werden mußte, wenn ihm Österreich nicht schleunigste Hilfe brachte. Wenn es auch nicht zur Abstimmung über Max Heinrichs Antrag kam, da dieser im Geschrei der Brandenburger ohne weiteres unterging, so wuchs der Groll Sanfelices aber dennoch ins Ungemessene. Es kam hinzu, daß eben jetzt bei den Verhandlungen über die Wahlkapitulation auch über die der Nuntiatursjurisdiktion so abträglichen Artikel 16/17 leidenschaftlich diskutiert wurde und daß gerade der Kölner eine so feindselige Haltung gegenüber dem Nuntius einnahm<sup>82</sup>. Max Heinrich war an allem schuld.

Freilich war dem Nuntius auch wiederum wohl bekannt, daß weniger Max Heinrich als vielmehr seine Berater, die Gebrüder Fürstenberg, die heimlichen Drahtzieher in der ganzen Affäre waren. In ihrem Tun sah er nichts als unedle, egoistische Motive am Werke. Franz Egon war stets bereit, sein Mäntelchen nach dem Winde zu drehen „secondo i vantaggi che se li proporranno“<sup>83</sup>. Er wollte mit aller Gewalt das Bistum Straßburg erhalten, um als Reichsbischof Sitz und Stimme im Reichstage zu bekommen. Er verhandelte mit der einen und mit der anderen Seite, und noch am 11. Juni 1658 drohte er, er werde die ganze Wahl durcheinanderbringen, wenn man seinen Wunsch nicht erfülle<sup>84</sup>. Dabei gebärdete er sich den Österreichern gegenüber höchst anmaßend und herausfordernd, mit dem Nuntius stand er ohnehin auf Kriegsfuß; seine einzige Hoffnung waren die Franzosen. Als die Kaiserwahl dennoch vorüberging, ohne daß er seinen Willen erfüllt bekam, schrieb Sanfelice nach Rom: „Nicht zu glauben ist der Zorn, den Graf Franz Egon von Fürstenberg gegen das Kaiserhaus hegt; dabei weiß ich nicht, mit welchem Grunde er eine so große Belohnung für die Wahl erhofft hat; man weiß doch genau, wie er's getrieben hat!“<sup>85</sup> Trotzdem hatte er die

<sup>82</sup> A. Franzen, Eine Krise der deutschen Kirche, S. 81 ff.      <sup>83</sup> Vat. Arch., Nunz. di Col., vol. 28, S. 281 (11. August 1657).      <sup>84</sup> Ebd., vol. 29, S. 421 (11. Juni 1658): „Il Conte di Fürstenberg alla scoperta domanda il Vescovado d'Argentina, altrimente minaccia, che sturbarà l'Elettione.“      <sup>85</sup> Ebd., vol. 30, S. 202 (13. August 1658).

Stirn, sich erneut an den Nuntius heranzumachen und ihn zu bitten, er möge sich dafür einsetzen, daß Erzherzog Leopold Wilhelm, der derzeitige Bischof von Straßburg, ihm wenigstens eine von seinen Reichsabteien abtrete, damit er endlich Reichsfürst werde. Der Nuntius ließ ihm zum Schabernack („per burla“) antworten, er möge sich an jene halten, die ihn vor der Wahl so gut beraten hätten.

Daß Sanfelices Haltung in Frankfurt vom Papste gebilligt wurde, zeigt das Belobigungsschreiben, das er in Anerkennung seiner Verdienste Anfang September aus Rom erhielt. Alexander VII. erklärte sich darin ausdrücklich mit allem einverstanden, was Sanfelice in Frankfurt unternommen hatte, er billigte also sein Verhalten gegenüber Frankreich in Sachen des Assistenzartikels und des Rheinbundes<sup>86</sup>. Sanfelice wurde bald von Deutschland abberufen (19. September 1659). Ein Jahr später ist er gestorben. Sein Nachfolger in Köln wurde Marco Gallio (1659—1666)<sup>87</sup>.

## 5. Die Neutralisierung Deutschlands während des Devolutionskrieges im Jahre 1667

Nach Mazarins Tode (9. März 1661) trat der junge König Ludwig XIV. selbst an die Spitze seines Landes. Nach anfänglichem Zögern enthüllte er seine aggressiven Tendenzen 1667 mit dem Angriff auf die spanischen Niederlande, die er auf Grund des in Brabant geltenden Devolutionsrechtes für sich bzw. seine spanische Gemahlin beanspruchen zu können behauptete<sup>88</sup>. Um ungestört an das Unternehmen herangehen zu können, hatte seine Diplomatie besonders im Deutschen Reiche vorgearbeitet. Es galt, ein Eingreifen Österreichs unmöglich zu machen. Zu diesem Zwecke mußten vor allem die allen kriegerischen Verwicklungen abholden rheinischen Fürsten bewogen werden, nicht nur selbst neutral zu bleiben, sondern auch ihre Länder allen durchziehenden österreichischen Truppen zu sperren. Die alten Ziele von 1658 lebten wieder auf. Assistenzartikel und Rheinbund erhielten eine

<sup>86</sup> Ebd., vol. 217, S. 121 (14. September 1658). <sup>87</sup> Eubel-Gauchat, *Hierarchia Catholica IV* (1592—1667), Münster 1935, S. 95. <sup>88</sup> Erdmannsdorfer, *Deutsche Geschichte I*, S. 510 ff.; M. Braubach, in: B. Gebhard, *Handbuch II*, S. 220 ff.

neue Bedeutung. Die Gebrüder Fürstenberg, zumal Wilhelm Egon, übernahmen die Aufgabe, die deutschen Fürstenhöfe gefügig zu machen. Im Laufe der Jahre 1666 und 1667 wurden eine Reihe von Sonderverträgen geschlossen und eine rheinische Union gebildet, deren Mitglieder sich verpflichteten, dem Kaiser Truppendurchzug und Quartier in ihren Ländern zu verweigern.

Wiederum war Max Heinrich mit seinem Lütticher Bistum dem Gefahrenherd besonders nahe. Zunächst suchte er sich daher mit beiden Seiten gut zu stellen und eine wirkliche Neutralität zu bewahren. Im Januar 1666 nahm er Verbindung mit den Spaniern in Brüssel auf. Wie der Nuntius nach Rom berichtet, habe der Kurfürst überschwengliche Ergebenheitserklärungen gegenüber Spanien und Österreich gegeben<sup>89</sup>. Im April 1666 wagte er es sogar, Ludwig XIV. die erbetene Erlaubnis zum Durchzug französischer Truppen nach Holland zu verweigern<sup>90</sup>. Es kam vorübergehend zu Spannungen mit Frankreich. Max Heinrich wollte seine Neutralität auch nach dieser Seite hin gewahrt wissen. Er war „auf nichts eifersüchtiger bedacht als auf seine Neutralität“<sup>91</sup>.

Dann aber, im Dezember 1666, vollzog sich eine Wandlung in ihm; er lenkte erneut ins französische Fahrwasser hinüber, und der Nuntius wußte zu berichten, daß er, wie verlaute, in ein Bündnis mit Ludwig XIV. getreten sei. Das erfüllte ihn mit Sorge für die Zukunft<sup>92</sup>.

Marco Gallio war inzwischen durch Agostino Franciotti (1666 bis 1670) in der Kölner Nuntiatur abgelöst worden. Dieser hatte zu Anfang Oktober 1667 eine längere Unterredung mit Franz Egon von Fürstenberg<sup>93</sup>. Dabei sprachen sie auch von dem Bündnis, und Fürstenberg versicherte, daß ihm ebensosehr wie dem Erzbischof an der Erhaltung Flanderns gelegen sei; deswegen hätten sie insgeheim einer Abteilung kaiserlicher Soldaten den Durchzug durch Lüttich gewährt; die Liga aber hätten sie schließen müssen, um nicht selbst Kriegsschauplatz zu werden.

Franciotti konnte nicht umhin, diesen Argumenten ein gewisses Gewicht zuzuerkennen. Es war tatsächlich nicht möglich, daß ein kleiner hilfloser Staat zwischen zwei rücksichtslos kriegführenden Großmächten neutral blieb. Im Augenblick wäre er

<sup>89</sup> Vat. Arch., Nunz. di Col., vol. 39, S. 29 (29. Januar 1666).

S. 89 (2. April 1666).

<sup>91</sup> Ebd., S. 129 (7. Mai 1666).

<sup>90</sup> Ebd., vol. 40, S. 318

(14. Oktober 1667).

<sup>93</sup> Ebd., S. 318 f. (14. Oktober 1667).

der Tummelplatz für beide Parteien geworden. Der Anschluß an die eine Partei, zumal wenn sie die stärkere war, gewährte wenigstens einen gewissen Schutz gegen die andere und milderte zugleich das Benehmen der verbündeten Soldaten im eigenen Lande; entsprechende Abmachungen im Bündnisvertrag schützten zugleich gegen Zwangseinquartierungen und Kontributionen durch die verbündeten Truppen. Ob diese Rechnung freilich so glatt aufging, konnte niemand voraussagen. Der Nuntius gab seiner Befürchtung Ausdruck, daß diese verbündeten Fürsten die ersten seien, die den Krieg zu spüren bekämen. Schon war die Tripelallianz im Entstehen, die Ludwigs Vordringen in Belgien ein Ende setzte.

Das Lütticher Bistum war als nächstbeteiligtes Land begreiflicherweise an Max Heinrichs Politik am meisten interessiert. Kaum hatten die Stände und das Domkapitel von Lüttich von dem französischen Bündnis gehört, da sandten sie zum Kurfürsten und forderten, daß er strengste Neutralität einhalte. Der Unwille über die kurfürstliche Politik zog immer weitere Kreise und nahm bereits bedrohliche Formen an. Da begab sich Max Heinrich im Februar 1667 selbst nach Lüttich; er konnte die aufgeregten Gemüter nur dadurch beruhigen, daß er versicherte, kein Bündnis mit Frankreich, sondern lediglich eine Union zur Aufrechterhaltung der Neutralität mit anderen rheinischen Fürsten geschlossen zu haben <sup>94</sup>.

Inzwischen brach der Krieg aus. Die französische Armee rückte im Mai 1667 unter Turenne in Belgien ein. Alles funktionierte aufs beste. Der im September 1667 in Köln tagende Deputiertentag der rheinischen Liga sprach unter dem Eindruck der Anfangserfolge Belgien bereits den Franzosen zu und äußerte sein Wohlgefallen darüber <sup>95</sup>. Die rheinischen Fürstenhöfe, zumal der kurkölnische, waren durch Wilhelm Egon völlig für Frankreich gewonnen worden. Max Heinrich stand in dauernder Verbindung mit den französischen Ministern. Er redete sich ein, er könne den Frieden vermitteln <sup>96</sup>. Dabei konnte er nicht verhindern, daß sein Bistum Lüttich sowohl von Spaniern als auch von Franzosen heimgesucht wurde und die plündernden Horden bis vor die Tore Aachens kamen. Er protestierte in Paris und in

<sup>94</sup> Ebd., S. 51 (18. Februar 1667).

<sup>95</sup> Ebd., S. 282 (23. September 1667).

<sup>96</sup> Ebd., S. 304 (7. Oktober 1667).

Brüssel<sup>97</sup>; von beiden Regierungen erhielt er nur leere Versicherungen<sup>98</sup>.

Das Kriegsglück wandte sich. England und Holland schlossen sich zum Schutze Belgiens zusammen. Frankreich war zum Nachgeben bereit. Schon im Januar 1668 wurden die ersten Friedensverhandlungen angeknüpft. Allzu gerne hätte Franz Egon von Fürstenberg auf dem Aachener Kongreß die Rolle des Friedensvermittlers übernommen. Aber von den Spaniern wurde er zurückgewiesen, da sie an seiner Aufrichtigkeit berechtigten Zweifel hegten. Hatten sie doch erfahren, daß Ludwig XIV. dem Grafen Wilhelm Egon bereits ein Adelslehen in Flandern<sup>99</sup> und später sogar das (spanische) Herzogtum Limburg versprochen hatte<sup>100</sup>. Die Rolle, welche die Gebrüder Fürstenberg bei der Vorbereitung des Krieges gespielt hatten, war den Spaniern zudem nur allzu bekannt. Um den schlechten Eindruck zu verwischen, gab Franz Egon sich jetzt plötzlich ein anderes Gesicht. Beim Nuntius verwehrte er sich gegen den Vorwurf der Franzosenhörigkeit und beteuerte mit vielen Worten, daß sowohl er als auch sein Bruder Wilhelm Egon gute Deutsche seien<sup>101</sup>.

Trotz der Ablehnung, die er von spanischer Seite erfuhr, hat Franz Egon sich eifrigst für das Zustandekommen des Aachener Friedens (2. Mai 1668) eingesetzt. Er erhielt dafür vom Papste ein Dankeschreiben, über das er sich ungeheuer freute<sup>102</sup>. Der Nuntius aber stellte ihm das Zeugnis aus: „*si è portato benissimo.*“<sup>103</sup>

## 6. Der Überfall auf Holland 1672

Die Enttäuschung über den dürftigen Gewinn, den ihm der Aachener Friede infolge des Eingreifens der Tripelallianz in den Devolutionskrieg gebracht hatte, trieb Ludwig XIV. zu einem unbändigen Haß gegen Holland und führte zum sogenannten Zweiten Raubkrieg (1672—1678)<sup>104</sup>. Demütigung und Niederwerfung

<sup>97</sup> Ebd., vol. 42, S. 40 (20. Januar 1668).

<sup>98</sup> Ebd., S. 67 (10. Februar 1668).

<sup>99</sup> Ebd., vol. 41, S. 86 (14. Oktober 1667).

<sup>100</sup> Ebd., S. 106 (2. Dezember 1667).

<sup>101</sup> Ebd., S. 160 (20. Januar 1668).

<sup>102</sup> Ebd., S. 257 (20. April 1668); auch

Lettere di Vescovi e Prelati, vol. 53, S. 129 u. 177.

<sup>103</sup> Vat. Arch., Nunz. di

Col. vol. 41, S. 270 (11. Mai 1668).

<sup>104</sup> Die Literatur zum holländischen Kriege

soll hier nur so weit vermerkt werden, als sie sich auf Nordwestdeutschland bezieht: H. B ö h m e r, Forschungen zur französischen Bündnispolitik im



der Republik waren von nun an sein Ziel. Dem Kriege ging eine umfassende diplomatische Aktion zur Isolierung des Gegners voraus, wobei in Deutschland wiederum Wilhelm von Fürstenberg gute Dienste leistete<sup>105</sup>. Besonders kam es darauf an, die Nachbarn Hollands im Reiche, die niederrheinischen Landesherren, zu gewinnen; man begnügte sich nicht, Neutralitäts- und Freundschaftsverträge mit ihnen zu schließen, sondern bemühte sich, sie aktiv am Kriege zu beteiligen. Kurfürst Max Heinrich von Köln und Christoph Bernhard v. Galen, Fürstbischof von Münster, gingen auf die französischen Wünsche ein. Ihre Territorien wurden nach einem festgefügtten Plane zur Ausgangsbasis für die militärischen Operationen bestimmt.

Es ist hier nicht unsere Aufgabe, den vielverschlungenen Wegen der französischen Diplomatie im einzelnen nachzugehen. Uns soll lediglich die Stellung der Kurie zu diesem Unternehmen und die Tätigkeit der Nuntien beschäftigen. Drei Umstände gaben der Kölner Nuntiatur in dieser Zeit ein besonderes Gewicht:

a) Durch seinen Wohnsitz in der Stadt Köln und im Herzen des Kurstaates stand der Nuntius im Brennpunkt des Geschehens und konnte die Entwicklung aus nächster Nähe verfolgen. Dem eigentlichen Kriege ging ein hochdramatisches Vorspiel voraus. Der alte Gegensatz zwischen der Reichsstadt Köln und dem Erzbischof brach mit einer bisher nie gekannten Schärfe wieder auf. Die Stadt fürchtete, Max Heinrich wolle ihr mit französischer Hilfe ihre Reichsunmittelbarkeit rauben. Der Kurfürst und die französische Kriegsmaschinerie aber bedurften der Stadt, die ja das wichtigste Wirtschaftszentrum des Niederrheins war, zur Vorbereitung ihres Angriffs auf Holland. Dem Nuntius fiel eine entscheidende Vermittlerrolle zu.

b) Ludwig suchte seinen Krieg von Anfang an religiös zu tarnen<sup>106</sup>. Für die Kurie in Rom waren die Zusammenhänge nur

17. Jahrhundert, Wilhelm Egon von Fürstenberg und die französische Diplomatie in Deutschland 1668—1672, in: Rhein. Vierteljahresblätter 4 (1934); K. Junkers, Der Streit zwischen Kurstaat und Stadt Köln am Vorabend des holländischen Krieges 1667—1672 (Bonner Diss. 1936); K. Spiegel, Wilhelm Egon von Fürstenbergs Gefangenschaft und ihre Bedeutung für die Friedensfrage 1674—1679 (1936); O. Israel, Der Bielefelder Kreistag von 1671, in: 54. Jahresbericht d. Hist. Ver. Ravensberg (1947).<sup>105</sup> H. Bömer, Forschungen, a. a. O.<sup>106</sup> Vat. Arch., Nunz. di Col., vol. 46, S. 765 (22. November 1671).

schwer durchschaubar. Da waren auf der einen Seite ein katholischer König und zwei katholische Bischöfe zum Kriege gegen ein häretisches Land angetreten, das die Katholiken aufs schwerste bedrückte und seit den Zeiten des Dreißigjährigen Krieges Gebietsteile und Ortschaften der Bistümer Köln und Münster widerrechtlich besetzt hielt, da standen auf der anderen Seite aber auch katholische Mächte mit den Holländern im Bunde, die man in Rom schätzte, Österreich und Spanien. Da kam es darauf an, daß der Nuntius ein besonders feines Gespür besaß und große diplomatische Fähigkeiten entwickelte.

c) In dem Kölner Nuntius Francesco Bonvisi (1670—1672)<sup>107</sup> besaß die Kirche in der Tat eine solche Persönlichkeit; denn er war „vielleicht der größte Diplomat, den die Kurie in jener Zeit besessen hat“<sup>108</sup>, und hat es verstanden, sich nach beiden Seiten hin Achtung zu verschaffen. Es ist wohl das letztmal in der Geschichte gewesen, daß ein Nuntius entscheidend in das Zeitgeschehen eingegriffen hat<sup>109</sup>.

Als Bonvisi Anfang Oktober 1670 seinen Dienst in Köln antrat, fand er die Stadt in höchster Alarmbereitschaft. Überall sprach man vom Kriege. Die Spannungen zwischen der Stadt und dem Erzbischof hatten gerade ihren Höhepunkt erreicht. Beide Parteien sahen sich nach auswärtiger Hilfe um. Die Stadt wandte sich an die Holländer und nahm ein niederländisches Korps in ihre Mauern auf. Max Heinrich stand in Verbindung mit den Franzosen und rief sie herbei. Bonvisi erkannte sogleich die gefährlichen Konsequenzen beider Schritte, durch die der Zwist plötzlich in die Auseinandersetzung zwischen Ludwig XIV. und den Generalstaaten hineingezogen wurde. Es war ihm klar, daß der König die Gelegenheit benutzen werde, seine Truppen unauffällig an den holländischen Feind heranzubringen, und daß es hingegen den Holländern nur recht sein konnte, in der Verteidigung von Köln gleichsam einen Kugelfang gegenüber dem ersten

<sup>107</sup> Er war geboren zu Lucca am 17. Mai 1626 und starb 1700 als Erzbischof von Lucca; von 1673—1675 war er Nuntius in Polen und von 1675—1689 Nuntius am Kaiserhof. Vgl. L. Karthunen, *Les Nonciatures Apostoliques permanentes de 1650 a 1800*, Genève 1912.

<sup>108</sup> Ph. Hiltebrandt, *Preußen und die röm. Kurie 1650—1701*, in: *Quellen u. Forsch. aus ital. Bibl. u. Arch.* XI (1908), S. 327.

<sup>109</sup> Über seine Kölner Nuntiaturtätigkeit wird der Verfasser eine besondere Studie vorlegen.

Ansturm des französischen Heeres zu haben. Er warnte und mahnte unablässig zur Ruhe und Besonnenheit und bot sich als Schiedsrichter und Vermittler an<sup>110</sup>. Er hatte seine liebe Last, „perche i cervelli Tedeschi sono duri“<sup>111</sup>. Endlos zogen sich die Verhandlungen hin, ehe die Partner überhaupt zusammenkamen. Der Kurfürst weigerte sich, mit der Stadt zu verhandeln, bevor sie die Holländer entlassen habe. Die Stadt aber fürchtete einen Hinterhalt und wollte sich nicht ihres Rückgrates berauben. Endlich gelang es, die Stadt zu bewegen, anstelle der Holländer ein kaiserliches Regiment aufzunehmen<sup>112</sup>. Beide Parteien riefen den Nuntius um seine Vermittlung an, und es kam in der Tat zu einem Ausgleich. Köln blieb vom Kriege verschont.

Seine Bemühungen um einen Ausgleich in Köln hatten Bonvisi mit den Holländern in Verbindung gebracht. Er hatte sich von Rom eigens die Genehmigung erbeten, mit den Häretikern in Verhandlungen treten zu dürfen. Seine Unparteiischkeit und seine aufrechte Haltung hatten ihm die Sympathien der Holländer erworben. Wie groß sein Kredit bei ihnen war, zeigt der Umstand, daß sie sich mehrfach an ihn wandten und ihm große Ehrenbezeugungen erwiesen. Wenn er in Köln an den Unterkünften des holländischen Korps vorbeikam, traten die Wachen unter die Waffen und salutierten.

Wenn so die Gefahr von Köln abgewiesen war, so gingen die französischen Kriegsvorbereitungen gegen Holland doch unentwegt weiter. Bonvisi war fortwährend bemüht, zum Frieden zu mahnen. Ein in letzter Minute von ihm auf Veranlassung des Papstes unternommener Vermittlungsversuch schlug fehl. Resigniert berichtete er am 28. Februar 1672 nach Rom<sup>113</sup>, die französischen Kriegsrüstungen seien bereits so weit fortgeschritten, daß sie sie nicht mehr zurückziehen könnten. Sie gäben an, sie seien verpflichtet, dem Kölner Kurfürsten Genugtuung seitens der Holländer zu verschaffen und den Übermut der Häretiker zu brechen. In Wirklichkeit steckten ganz andere Motive dahinter.

Mitte April 1672 brach der Krieg aus. Unter Trompetenschall ließ Ludwig seine Kriegserklärung an Holland verkünden und rückte vom Niederrhein her in die Generalstaaten ein. Seine

<sup>110</sup> Vat. Arch., Nunz. di Col., vol. 46, S. 277 (12. April 1671). <sup>111</sup> Ebd., S. 116 (15. Februar 1671) u. S. 277 (12. April 1671). <sup>112</sup> Ebd., S. 484 (19. Juli 1671). <sup>113</sup> Ebd., vol. 47, S. 109 (28. Februar 1672).

Truppen schritten von Sieg zu Sieg. Ein Siegestaumel erfaßte ihn und seine Verbündeten. Es war der denkbar ungünstigste Augenblick für eine neue Friedenskampagne des Papstes.

Klemens X. hatte geglaubt, den Krieg im letzten Augenblick noch aufhalten zu können. Er sandte ein Breve an alle Fürsten, und der Nuntius hatte die Aufgabe, es an die richtigen Adressen weiterzuleiten. Bonvisi erfüllte den Auftrag. Zusammen mit einem persönlichen Begleitschreiben schickte er das päpstliche Schreiben auch an den Erzbischof Max Heinrich<sup>114</sup>. Während die Kurfürsten von Mainz und Trier zustimmend antworteten, verursachte das Breve am kurkölnischen Hofe eine helle Aufregung. Was war die Veranlassung? Der Nuntius erfuhr es zunächst noch nicht. Er hörte nur wenige Tage später aus dem Munde Franz Egons von Fürstenberg, der Kurfürst habe sich furchtbar aufgeregt. Von anderer Seite wurde ihm zugetragen, daß Max Heinrich das Schreiben unverzüglich nach Paris weitergeleitet habe. Erst vier Wochen später erfuhr Bonvisi den Grund: Der Papst hatte sein Rundschreiben mit der rhetorisch wirksamen Formel eingeleitet: „Suona la tromba in Fiandra il Padre delle discordie e mette mano alla potestà delle tenebre contro la felicità della Republica Christiana.“<sup>115</sup> Er wies auf die furchtbaren Folgen des Krieges hin und mahnte zum Frieden.

Die Abneigung des Papstes gegen die französischen Kriegspläne war bekannt; ebenso seine Hinneigung zur kaiserlich-spanischen Partei. Die französische Partei brauchte eine Bombe, die zur rechten Zeit platzte und die Kurie einschüchterte. Dazu kam dieses Breve gerade recht. „In Flandern stößt der Vater der Zwiebracht in die Trompete!“ Konnte das nicht von Ludwig XIV. gemeint sein, der soeben mit Trompetenschall den Krieg erklärt hatte? „Er rührt die Mächte der Finsternis an“, um das Glück der Christenheit zu vernichten! Waren damit seine Verbündeten gemeint? Es konnte gewiß Fürstenberg nicht schwerfallen, dem Kurfürsten diese Deutung des Satzes beizubringen. Max Heinrich geriet außer sich vor Erregung. Mit leidenschaftlichen Worten antwortete er dem Nuntius<sup>116</sup>, Ludwig habe gerechten Grund, gegen die Holländer vorzugehen, von denen man sich seit vielen Jahren mancherlei Unrecht habe gefallen lassen müssen. Das

<sup>114</sup> Ebd., S. 190 (10. April 1672).

<sup>115</sup> Bibl. Vat., Barb. Lat. 6875, S. 9.

<sup>116</sup> Ebd., S. 10 und Vat. Arch., Nunz. di Col., vol. 47, S. 265.

ganze Unternehmen sei nur dazu da, den Übermut der Häretiker zu brechen; es richte sich in keiner Weise gegen das katholische Flandern; wenn die Spanier sich nicht in den holländischen Feldzug einmischten, würde Flandern vom Kriegsgeschehen nicht berührt werden. Wolle der Papst ein gutes Werk tun, so möge er auf den spanischen König einwirken, neutral zu bleiben und sich nicht einzumischen. Was aber den englischen König, den Verbündeten Frankreichs, angehe, so könne er nur sagen, daß König Karl II. „non tenebrarum, sed lucis potestatem“ ausübe; denn er habe den katholischen Kult in England freigegeben. Was Ludwig selbst betreffe, so wisse man, daß er der eifrigste Vorkämpfer der katholischen Religion sei. Wie könne man ihm böse Absichten unterschieben!

Der Nuntius war sprachlos über diese Deutung des Breve. Er konnte das ganze Verhalten nur auf Böswilligkeit zurückführen. Resigniert gab er alle weiteren Versuche, den Frieden zu vermitteln, auf.

Unterdes nahm der Krieg seinen Fortgang. Im Mai erklärten auch Münster und Köln an Holland den Krieg, und die ersten Operationen nahmen einen guten Verlauf. Während die Verbündeten triumphierten, sah die übrige Welt dem Gewaltstreich mit Wehmut zu. Selbst in Rom war die Stimmung sehr gedrückt, und es gab an der Kurie nicht wenige, die den Schlag gegen Holland so bitter empfanden, als sei er ihnen selbst zugefügt worden<sup>117</sup>. Bonvisi mußte den Kardinalstaatssekretär warnen<sup>118</sup>, man möge nicht allzusehr für die Holländer Partei ergreifen. Die französische Seite streue überall aus, der Papst sei nicht unparteiisch, sondern holländisch gesinnt. Sie drohe sehr, und Franz Egon habe kürzlich öffentlich an der Tafel erklärt, daß der Papst und der Nuntius zu den Holländern hielten.

Die Holländer ihrerseits registrierten diese Sympathiekundgebungen mit Genugtuung. Sie machten in ihrer Propaganda geltend, daß Spanien, Kaiser und Papst auf ihrer Seite seien, das gute Recht der Generalstaaten anerkannten und die Angreifer verurteilten. Der Nuntius versprach sich davon Vorteile für die Katholiken in Holland; denn die Holländer sähen, daß ihre

<sup>117</sup> L. v. Pastor, *Gesch. d. Päpste XIV*, 1, S. 654.      <sup>118</sup> *Vat. Arch., Nunz. di Col.*, vol. 47, S. 284 (15. Mai 1672).

eigenen Glaubensgenossen sie im Stiche ließen, aber die katholischen Mächte zu ihnen hielten.

Für Bonvisi ergab sich bald eine äußerst peinliche Situation. Im Mai/Juni des Jahres erschien der Sonnenkönig selbst auf den Schlachtfeldern. Er kam an den Niederrhein und wurde von Max Heinrich in Neuß feierlich begrüßt. Es war Pflicht und Brauch, daß auch der Nuntius dem Allerchristlichsten König möglichst bald einen Ehrenbesuch machte. Da Bonvisi es aber vermeiden wollte, mit Max Heinrich zusammenzutreffen, verschob er die Visite. Er nahm an, Ludwig werde sich länger am Niederrhein aufhalten und es werde sich bald eine andere Gelegenheit ergeben, mit ihm zusammenzutreffen. So war es wohl auch vorgesehen gewesen. Die sich überstürzenden Siegesnachrichten aber veranlaßten den König, seinen Truppen nachzureisen. Immer weiter entfernte er sich von Köln, und schließlich wurde nichts mehr aus dem Reverenzbesuch, obwohl Bonvisi mehrere Versuche unternahm. Von der französischen Partei wurde ihm dies übel angekreidet.

Die Hoffnung, die Holländer würden durch das Entgegenkommen der päpstlichen Diplomatie bewogen, den holländischen Katholiken eine größere Freiheit zu gewähren, bewahrheitete sich nicht. Das Volk, das sich von einem katholischen König im Verein mit zwei katholischen Bischöfen angegriffen sah, wurde im Gegenteil nur noch mehr von Haß gegen die Katholiken erfüllt und ließ seinen Zorn an den katholischen Landsleuten aus. Es kam zu blutigen Ausschreitungen gegen die katholische Kirche in Holland. Zur Verschärfung der Gegensätze trug auch das ungestüme Vorgehen der münsterischen und kölnischen Truppen in Holland bei, die an allen Orten, die sie erobert hatten, sogleich darangingen, den katholischen Gottesdienst wieder einzurichten, die kirchliche Hierarchie und Organisation wieder erstehen zu lassen und die längst verschleuderten kirchlichen Benefizien wieder zurückzufordern<sup>119</sup>.

In Rom zeigte man sich schließlich doch optimistisch in bezug auf die Kriegsziele der Verbündeten<sup>120</sup>. Bonvisi aber blieb pessimistisch, und er sollte recht behalten. Denn langsam trat der Umschwung ein. Außer Spanien traten auch der Kaiser und der Bran-

<sup>119</sup> Ebd., vol. 220 (Weisungen), S. 249 (14. Januar 1673).  
u. 219 (1. Oktober 1672).

<sup>120</sup> Ebd., S. 174

denburger auf die Seite der Holländer. Ende August setzten sich die kaiserlichen Truppen zum Entsatz von Holland in Bewegung und vereinigten sich am 2. September 1672 in Halberstadt mit den Brandenburgern. Münster und Köln sahen sich plötzlich von hinten bedroht. Einem Zweifrontenkrieg waren sie nicht gewachsen. Max Heinrich war der erste, der in ein Klagegeschrei ausbrach und vor dem Zorn der Brandenburger zitterte. „Dio protega i paesi Cattolici“, rief der Nuntius aus. Langsam, aber sicher zogen sich die Gewitterwolken über dem Niederrhein zusammen. In Holland übernahm bald der jugendliche Wilhelm von Oranien die Führung der Streitkräfte, der französische Siegeslauf war längst zum Stehen gekommen. Im Oktober konnte Bonvisi nach Rom berichten, daß er mit Franz Egon zusammengetroffen sei und festgestellt habe, daß er sehr schwarz in die Zukunft sehe<sup>121</sup>. Er sah seine pessimistischen Prophezeiungen verwirklicht, daß nämlich am Ende „porterebbe à i Motori di questa guerra la ruina totale“<sup>122</sup>.

Das Kriegsglück schlug bald völlig um. Im Winter 1672/73 konnte Turenne die brandenburgischen und kaiserlichen Truppen noch hinhalten. Im Jahre 1673 aber drangen die Gegner vor. Besonders schwer hatte das Erzstift Köln unter den Kriegsergebnissen zu leiden. Oranier, Spanier und Kaiserliche drangen ins Stift ein und bedrohten Bonn und Brühl. In eiliger Flucht verließ Max Heinrich seine Residenz und suchte im Pantaleonskloster zu Köln Unterschlupf<sup>123</sup>. In seinem kurfürstlichen Bette zu Brühl aber streckte in der Nacht vom 27./28. Oktober 1673 der siegreiche Prinz Wilhelm von Oranien seine Glieder zum Schläfe aus, wie der holländische Wehrmachtsbericht triumphierend meldete. Im November mußte sich auch Bonn ergeben. 1674 wurde der Reichskrieg gegen Ludwig und seine Verbündeten erklärt. Max Heinrich sah sich im Mai desselben Jahres zur Kapitulation gezwungen.

## 7. Die Réunionen Ludwigs XIV.

Wenn der holländische Krieg dem König auch nicht das eingebracht hatte, was er sich versprochen hatte, so war er doch

<sup>121</sup> Ebd., vol. 47, S. 586 (2. Oktober 1672).

<sup>122</sup> Ebd., S. 617 (30. Oktober 1672).

<sup>123</sup> Braubach, Kurköln, S. 1—18.

stärker als irgend jemand daraus hervorgegangen. Unangefochten konnte er es bald darauf wagen, seine Hand nach neuen Eroberungen auszustrecken. Gestützt auf mittelalterliches Lehensrecht, beanspruchte er alles Land, das in den Friedensverträgen an Frankreich gekommen war, samt dessen „Dependentien“. Eigene Réunionskammern wurden gegründet, die diese Abhängigkeitsverhältnisse feststellen mußten. Von Metz aus wurden die Réunions bis weit ins rheinische Gebiet und ins Bistum Lüttich ausgedehnt<sup>124</sup>. Das gesamte deutsche Grenzland war in Gefahr. Die Entrüstung war allgemein, aber niemand war imstande, den König an seinem Vorgehen zu hindern.

Max Heinrich wurde in seinem Bistum Lüttich von den Réunionsdekreten betroffen. Im Spätherbst 1681 drangen die französischen Agenten ins Land ein und gaben ihre Forderungen kund<sup>125</sup>. Die ersten Verlautbarungen waren erschreckend. Es schien, als ob das ganze Bistum samt der Stadt réuniert werden sollte. Total geschlagen machte Max Heinrich dem Nuntius davon Mitteilung. Um nicht alles zugleich zu verlieren, zeigte sich der Kurfürst zu Verhandlungen bereit. Da es dem König zur Hauptsache auf gewisse Festungen im Lütticher Land ankam, vor allem auf Dinant, Bouillon und Thuin, erklärte der Kurfürst schließlich sein Einverständnis, wenn das übrige Land unangetastet bliebe. Wilhelm Egon von Fürstenberg führte diese Verhandlungen.

Sich seiner eigenen Schwäche bewußt, hatte Max Heinrich vor den brutalen Forderungen Ludwigs den Rückzug angetreten. Auf der Konferenz zu Frankfurt, auf der zwischen den deutschen Fürsten und Frankreich verhandelt wurde, vertrat er mit einem Großteil der übrigen Fürsten, darunter auch Brandenburg, die Meinung, man dürfe es nicht zum Kriege kommen lassen, sondern solle lieber durch Verhandlung mit Ludwig die Auswirkungen der Annexionen einzudämmen versuchen. Der König hatte geruht zu versprechen, er werde keine weiteren Forderungen an das Reich stellen, wenn man seine bisherigen Erwerbungen sanktioniere.

Die Reaktion der Kurie auf Max Heinrichs Nachgiebigkeit war äußerst scharf. Im Dezember 1681 erhielt der Nuntius von

---

<sup>124</sup> Erdmannsdörfer, Deutsche Geschichte I, S. 653 ff.; J. van Volxem, Frankreichs Ardennenpolitik unter Ludwig XIV., in: Rhein. Vierteljahrblätter 4 (1934). <sup>125</sup> Vat. Arch., Nunz. di Col., vol. 57, S. 599 (23. November 1681).



Rom die Weisung, sich unverzüglich zum Kurfürsten zu begeben und ihn zu bestärken im Widerstand gegen Frankreich. Er müsse Dinant und Bouillon auf jeden Fall für das Bistum Lüttich zurückfordern<sup>126</sup>. Max Heinrich versprach, sein möglichstes zu tun. In der Folgezeit wurde ihm immer wieder zum Bewußtsein gebracht, daß er gar kein Recht habe, auf Gebiete des Bistums Lüttich zu verzichten, da es ihm nicht gehöre, sondern lediglich von der Kirche zur Verwaltung anvertraut worden sei. Der Kardinalstaatssekretär schrieb dem Nuntius: „Es ist sehr richtig, daß Sie den Kurfürsten immer wieder an seine Pflicht erinnern, daß er die Rückgabe Dinants und Bouillons fordern müsse.“<sup>127</sup> Anfang Januar 1682 wiederholte er die Mahnung an den Nuntius, er solle nicht müde werden, den Kölner Kurfürsten anzufeuern, Dinant und Bouillon für Lüttich zurückzufordern. Der Kurfürst solle ein großes Geschrei erheben und Lärm schlagen. Dem Papste selbst seien die Hände gebunden, aber Max Heinrich könne sich wehren. „La Causa di Dio vuol esser difesa con libertà di Spirito.“<sup>128</sup> Max Heinrich drehte und wandte sich hin und her. Er mußte sich von Rom scharfen Tadel wegen seiner Feigheit und Untätigkeit gefallen lassen<sup>129</sup>. Man suchte ihn bei seiner Ehre zu packen, und als alles nichts nützte, wurde er schließlich vom Papste mit der Exkommunikation bedroht, wenn er innerhalb einer bestimmten Frist die unveräußerlichen Rechte der Lütticher Kirche auf Dinant und Bouillon nicht endlich geltend mache. Zu Tode erschrocken schrieb Max Heinrich an den Papst einen persönlichen Brief, der so recht seine ganze Rat- und Hilflosigkeit erkennen läßt<sup>130</sup>. Er legte wieder einmal alle Schwierigkeiten und Gründe dar, die ihn zu seinem Verhalten bestimmt hatten. Aber Rom blieb hart. Wenn es sich gegen die Übermacht eines Ludwig XIV. schon nicht durchsetzen konnte, so wollte es wenigstens nicht vor ihr zurückweichen. Auch wenn es vergebens war, so mußte Max Heinrich dennoch sein Recht von Ludwig fordern.

Überschauen wir zum Schluß noch einmal die Politik Kurkölns unter dem Kurfürsten Max Heinrich, so kann man rückschauend wohl ihre Unrichtigkeit erkennen. Aber Max Heinrich hatte es nicht so leicht wie wir. Er war ehrlich überzeugt, daß

<sup>126</sup> Ebd., S. 679 (28. Dezember 1681).

<sup>127</sup> Ebd., vol. 52, S. 54 (22. November 1681).

<sup>128</sup> Ebd., S. 55 (10. Januar 1682).

<sup>129</sup> Ebd., S. 55 (31. Januar 1682).

<sup>130</sup> Vat. Arch., Lettere di Principi, vol. 109, S. 225 (30. August 1682).

seine Bindung an Frankreich seinen Diözesen zum Besten gereichen werde. Hätte er indes mehr auf die Stimme der Nuntien gehört, wäre manches Unheil vermieden worden. Mit erstaunlicher Sicherheit und Gradlinigkeit sind gerade diese Nuntien ihren Weg gegangen. Es war der Weg der Ablehnung aller Gewaltpolitik Ludwigs XIV. im kirchlichen wie ihm weltlichen Bereiche.